
ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten HEFT 5 · MAI 1962 · PREIS DM 1,-



1. MAI · *Lithographie von Professor Arno Mohr*

Hauptmann Fritz Helfsgott

Parteisekretär der Einheit Böttcher

Parteimitglieder an der Spitze?

AR: Auf dem 15. Plenum legte Walter Ulbricht die Losung des Produktionsaufgebotes dar: „Gründlich denken, wirtschaftlich rechnen, technisch verbessern, ehrlich arbeiten!“ Was tut Ihre Parteiorganisation, um diese Losung im Verlauf der Parteiwahlen zum Aktionsprogramm aller Genossen zu machen?

GENOSSE HELFSGOTT: Im Zusammenhang mit dem Nationalen Dokument spielt diese Losung in unserer politischen Massenarbeit eine wichtige Rolle. Unsere Parteimitglieder verstehen, daß das Produktionsaufgebot für uns bedeutet, für das volle Gehalt die volle Leistung zu bringen. Bei uns sind noch viele Reserven drin. So hatten wir Anfang dieses Jahres Sorgen mit der Qualität der Ausbildung. Einige junge Offiziere bereiteten sich nicht gründlich genug auf die Ausbildung vor. Gemeinsam mit dem Kommandeur sorgte die Parteiorganisation dafür, daß die Ausbildung der jungen Offiziere straffer organisiert wurde und daß sie mehr Zeit erhielten. Damit wuchs ihr Verantwortungsbewußtsein, und die Ausbildungsergebnisse der Soldaten stiegen. Daß die Losung aber auch von den Parteilosen richtig verstanden wird, zeigt das Beispiel des Stabsgefreiten Weigelt und des Funkers Wendler. Am Parktag spornten sie sich gegenseitig an, die Zeit bei der Durchsicht ihrer Fahrzeuge rationell zu nutzen und Qualitätsarbeit zu leisten. Das Ergebnis: Sie brauchten viel weniger Zeit als vorher. Als weitere Beispiele könnte ich die Entwicklung eines Prüfgerätes für alte Spezialröhren oder eine technische Verbesserung beim Mastaufbau anführen, die von Genossen unserer Einheit entwickelt wurden. Die Parteiorganisation unterstützt alle diese Maßnahmen durch regelmäßige Popularisierung der guten Beispiele, durch Bestenkonferenzen und Erfahrungsaustausche.

AR: Der Plan der Gefechtsausbildung ist unser Staatsplan, den wir nach Termin, Quantität und Qualität erfüllen müssen. Auf welche Schwerpunkte in der Gefechtsausbildung wird die Parteiorganisation in den kommenden Wochen ihre Kraft konzentrieren?

GENOSSE HELFSGOTT: Bei uns steht gegenwärtig die Richtfunkklassifikation aller Genossen im Vordergrund. Anfangs widmete die Parteileitung dieser Sache nicht die nötige Aufmerksamkeit. Erst als wir merkten, daß es damit nur langsam voranging, schalteten wir uns ein. So beauftragten wir die Genossen Hauptmann Blumenthal und Franke, die jungen Offiziere bzw. die Zugführer und Kompaniechefs durch Freizeitzirkel und Konsultationen zu unterstützen. Seitdem läuft das. 28 Unteroffiziere und Offiziere haben die Prüfung bereits abgelegt. Der KTE der Nachrichtentechnik liegt bei 0,95. Auf Initiative der Parteiorganisation untersuchten wir die Arbeitsweise der Richtfunkwerkstatt und stellten fest, daß dort viel gehandwerkelt wurde. Es wurde nur überprüft, was kaputt war. Jetzt laufen regelmäßig alle Stationen und Geräte durch die Werkstatt. Dadurch kommt es gar nicht erst zu größeren Schäden. Wo uns der Schuh noch drückt, das ist die Disziplin und Ordnung. Vor allem der Tagesdienstplan wird nicht streng genug eingehalten. Ursache: Nicht gleichmäßig hohe Forderungen durch die Vorgesetzten. Mit den Parteiwahlen wollen wir u. a. erreichen, daß hier ein grundsätzlicher Wandel eintritt.

AR: Die Parteiorganisation leistet ihren Beitrag zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft vor allem durch die Erziehung der Menschen. Was bedeutet das für das einzelne Parteimitglied?

GENOSSE HELFSGOTT: Die meisten Mitglieder und Kandidaten sind überall Vorbild. Mit Ausnahme der Genossen Löschner, Wittwer, Schulze und Strangfeld sind sie in der Gefechtsausbildung,



Disziplin und Ordnung unter den Besten zu finden, pflegen ihre Waffen und die Technik ordentlich und nehmen an der Bestenbewegung aktiv teil. Wo es bei manchen Genossen noch hapert, das ist ihre ungenügende politische Aktivität, d. h. sie erläutern den Parteilosen nicht kämpferisch genug die Politik unserer Partei. Darüber sprachen wir vor den Parteiwahlen mit allen Genossen und erteilten ihnen Aufträge, vor allem um den Titel „Bester“ bzw. „Bestes Kollektiv“ zu kämpfen. Es zeigt sich schon jetzt, daß ihre Aktivität wächst. Erfolge im Kampf um den Bestentitel hat der Trupp Kopp, der noch vor kurzem zu den schlechtesten gehörte. Dort mangelte es vor allem am Vertrauen der Genossen zueinander. Die Parteimitglieder Lutz, Petermann und Kopp treten seither aktiver in Erscheinung, und das Kollektiv festigt sich von Tag zu Tag. So gibt es viele Beispiele, die beweisen, daß unsere Genossen vorbildlich auftreten, die Parteilosen mitreißen und damit die Gefechtsbereitschaft erhöhen.

Alle studieren!

Das Dokument des Nationalrates zeigt, wie es in Deutschland weitergeht und welch große Rolle dabei eine starke DDR spielt. Was darin steht, muß zum politischen Abc jedes Genossen gehören. Es ist deshalb oft mit einem Lehrbuch verglichen worden. Aber es unterscheidet sich auch von den meisten Lehrbüchern. Es ist nämlich so klar und bildhaft geschrieben, wie wir es uns auch öfter von Zeitungsartikeln und Vorträgen wünschen.

Unteroffizier Jurkutat, Schwerin

. . . will dabei helfen . . .

Vor drei Jahren kam ich freiwillig zur Armee. Ich habe damals den Entschluß nicht in einer Nacht gefaßt. Im Herbst gehe ich nun nach meiner Entlassung in eine LPG. Auch diesmal hat mir der Entschluß viele Überlegungen gekostet.

Die Liebe zum Sozialismus geht zwar nicht in erster Linie über den Magen, aber trotzdem ist eine hochentwickelte sozialistische Landwirtschaft mehr als ein fünftes Rad am Wagen, auf dem unsere Republik zum Sozialismus und später zum Kommunismus fahren wird. Ich will dabei helfen.

Meine Schwäche war seit je die Technik. Ich weiß, daß ich als Schlosser beim heutigen Stand der Technik in der Landwirtschaft der Technik nicht abzuschwören brauche.

Horst Gebhardt, Leipzig



Wird der Wunsch berücksichtigt?

Wenn man sich freiwillig als Soldat auf Zeit verpflichtet, wird dann berücksichtigt, zu welcher Waffengattung man möchte? Wolfgang Saar, Bertsdorf, Kreis Zittau

In der vom Nationalen Verteidigungsrat beschlossenen Musterungsordnung heißt es:

„Die Verwendung der zum Grundwehrdienst und zum Wehrersatzdienst heranzuziehenden Wehrpflichtigen und Freiwilligen ist auf der Grundlage des Bedarfs, der Tauglichkeitsstufen, der beruflichen und sonstigen Qualifikation unter Berücksichtigung der persönlichen Wünsche zu bestimmen."

Grundsätzlich kann also nicht versprochen werden, daß die Wünsche des Wehrpflichtigen berücksichtigt werden können. Jene Soldaten, die 18 Monate dienen, scheiden bereits auf Grund ihrer relativ kurzen Dienstzeit für eine Anzahl Aufgaben aus. Andererseits besitzen damit aber alle diejenigen, die sich bereits bei Beginn ihres Wehrdienstes zu einer dreijährigen Dienstzeit als Soldat auf Zeit verpflichten, größere Chancen, in die gewünschte Waffengattung oder Funktion zu kommen.

Lücke im Verlagsprogramm

Ich kenne das Angebot der Sportliteratur in unserer Republik sehr genau.

Da gibt es Bücher über Täve Schur und über unsere Skispringer; da gibt es interessante Sportromane und Erlebnisschilderungen.

Haben wir in der Nationalen Volksarmee nicht ebenfalls viele hervorragende Sportler, über die es sich zu schreiben lohnte?

Ich erinnere an Hans Grodotzki, an Eva und Helmut Setzkorn, an Karl-Heinz Spickenagel (es folgen 18 weitere Namen, d. R.).

Ich meine, zumindest sollte es schon längst eine repräsentative Anthologie der Spitzensportler der Nationalen Volkarmee geben. Günter Grapp

Wir meinen das auch.

„Kleiner" Besuch

15 Pioniere und die Pionierleiterin fuhren nach Weißenfels. In dem sehr hübsch eingerichteten Klubraum der 9. Kompanie begrüßte uns der FDJ-Sekretär und überreichte uns den Bildband „Immer gefechtsbereit". Danach gingen 7 Pioniere in den Klubraum der 7. Kompanie. Dort wartete schon ein Soldat mit einem Funkgerät auf sie. Auch im anderen Klubraum wurde ein solches Funkgerät aufgestellt. Die Neugier der Pioniere stieg. Endlich wurde die Antenne ausgefahren, und der Soldat rief seinen Genossen im anderen Klubraum. Als die Verbindung hergestellt war, kamen auch die Pioniere einmal zu Wort. War das eine Freude, als sich Jürgen plötzlich mit Ursel und Hans unterhalten konnte, die sich im anderen Stockwerk befanden. Leider waren die zwei Stunden zu schnell um.

Ursula Ernst, Hohenmölsen



Vignetten: Arndt

Zielscheibe für den Gegner?

Bei den Titelbildern 12/61 und 2/62 sind Teile der Besatzung, die sich auf Deck der Schiffe befinden, mit einem farbigen Ölanzug bekleidet. Nun weiß ich allerdings nicht, ob dies im Einsatz auch der Fall ist. Wenn

es so wäre, dann stellen doch die Angehörigen der Volksmarine in ihrem farbigen Ölzeug eine „wunderbare" Zielscheibe für den Gegner dar.

Reinhard Zschämisch, Karl-Marx-Stadt

Die erwähnten Matrosen tragen orangefarbene Kunststoffschwimmwesten, die nur und immer bei „Gefechtsalarm" getragen werden. Der Zweck der leuchtenden Farbe ist leicht zu erraten: Geht ein Mann über Bord, soll er für die Rettungsmannschaften vom Schiff oder vom Flugzeug leichter zu erkennen sein. Von einer „‚wunderbaren' Zielscheibe für den Gegner" kann man deshalb nicht sprechen, weil das Schiff in jedem Falle eher zu erkennen ist als die Schwimmwesten.

„Dick hin, dick her"



Nicht gefallen hat mir der Ausdruck über den ehemaligen Weltmeister Paul Andersson (2/62, S. 65) „der amerikanische Dickwanst". Warum dieses abfällige Wort? Dick hin, dick her, aber noch lange nicht „Dickwanst". Schließlich ist er nicht nur durch seine eigenen Kilo Weltmeister geworden.

Uffz.-Sch. H.-Joachim Güntler, Rechlin/Müritz

Sicherlich ist der frühere amerikanische Schwergewichtsmeister im Gewichtheben, Paul Andersson, äußerlich nicht das Ideal eines Sportlers, wohl aber der neue Weltmeister J. Wlassow, der mit seiner athletischen Durchbildung und seiner Klugheit nicht nur ein nacheifernswertes Vorbild ist, sondern zugleich auch all jene haßtriefenden und dummen westlichen Schreibereien von den „sowjetischen Robotern" widerlegt. Wir geben zu, daß man diese Unterschiede auch darlegen kann, ohne Bezeichnungen wie „Dickwanst" zu gebrauchen.

Judo frei

Ich las in einer „Armee-Rundschau" etwas über Judo bei unserer Armee. Ist dieser Sport im Ausbildungsplan oder ist es freiwillig?

Peter Fröhlich

Der Judosport ist in der Volksarmee im allgemeinen freiwillig. Die Armee ist jedoch an der Verbreitung des Judosports sehr interessiert, weil er als Kampfsport erheblich zur Entwicklung der für einen Soldaten notwendigen körperlichen und geistigen Eigenschaften beiträgt.

SOLDAT GÜNTER REICHE fragt: **Kommen wir nicht schneller zu einem einheitlichen Deutschland, wenn beide deutsche Staaten einen Pflock zurückstecken?**



Oberst RICHTER antwortet

Auf deutschem Boden stehen sich zwei Staaten gegenüber, scharf abgegrenzt zueinander. Sicher sind Sie mit mir einer Meinung, daß diese Abgrenzung nicht nur aus Grenzstreifen und unterschiedlichen Staatswappen besteht, sondern daß zwischen beiden deutschen Staaten andere, viel bedeutungsvollere „Pflöcke" gesteckt sind.

Das nationale Grundsatzprogramm nennt die wichtigsten: Bei uns haben die Arbeiter und Bauern die Staatsmacht. Können wir diesen „Pflock" zurückstecken? Können wir den Feinden unseres Volkes Macht einräumen, ohne unsere eigene in Gefahr zu bringen? Natürlich nicht!

Oder ein anderer „Pflock": Bei uns sind Fabriken, Banken, Verkehrseinrichtungen u. a. Eigentum des Volkes. Auf dem Lande leben freie Bauern in Genossenschaften. Sollen wir den Konzernherren, den Finanzgewaltigen, den Junkern wieder das Recht auf Ausbeutung der Arbeiter und Bauern geben?

Bei uns sind Kriegs-, Rassen- und Völkerhetze verboten. Es wird kein Soldat mehr auf einen Aggressionskrieg gedrillt. Wie ist es damit? Wir wollen den Sozialismus errichten, der allen Menschen eine friedliche, glückliche Perspektive bietet. Sollen wir darauf verzichten? Nein, das alles wollen auch Sie nicht.

Deshalb ist klar: Diese „Pflöcke" können nicht anders gesteckt werden! Auch nur einen einzigen von ihnen in Frage stellen hieße, eine Bresche aufreißen, durch die mit Sicherheit die kapitalistischen Wölfe eindringen würden, um unser friedliches Aufbauwerk niederzureißen. Hier kann es keinen Kompromiß zwischen Imperialismus und Sozialismus geben.

Denken Sie nur einmal an den 13. August 1961. Sie selbst waren mit Ihrer Einheit in Berlin eingesetzt, um die „Pflöcke" richtig zu stecken. Hätten wir damals dem auf der Lauer liegenden Gegner auch nur eine freie Hand gelassen, er hätte sie sofort nach unserer Gurgel ausgestreckt, um unsere Republik zu erwürgen.

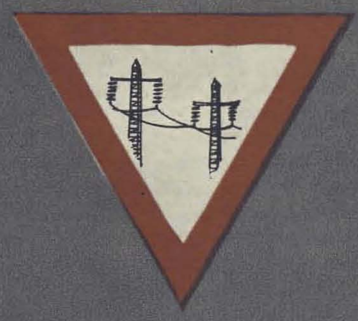
Die einfache Wahrheit ist: Der wirkliche Pfahl im Fleische der Nation ist der westdeutsche Imperialismus. Aber er muß durch die progressiven Kräfte in Westdeutschland selbst beseitigt werden.

Unsere Minimalvorschläge, Abschluß eines Friedensvertrages und Konföderation – das ist der Weg, der im nationalen Grundsatzprogramm vorgezeichnet ist.

Denken Sie nochmals darüber nach. Denken, das ist erste Soldatenpflicht.



Vorfahrt für die Entwicklung der Grundstoffindustrie



Auf den Straßen der DDR



Parkverbot

Eine Hauptstraße der friedlichen Koexistenz



Exklusivinterview mit F.-J. STRAUSS



AR: Herr Kriegsminister! Die Soldaten der Volksarmee schwören auf die DDR als das Vaterland aller aufrechten Deutschen. Sie haben offenbar eine andere Vorstellung vom Begriff „Vaterland"?

STRAUSS: Vaterland ist nicht identisch mit Nation und nicht identisch mit Volk und Sprache. Und darum ist für uns das Vaterland im engeren Sinne des Wortes das Reich Bismarcks.

AR: Sieh einer an! Dazu gehörten also außer den beiden deutschen Staaten auch Schlesien und Ostpreußen und sogar Poznan und Elsaß-Lothringen. Außerdem formulierten Sie: „im engeren Sinne des Wortes". Haben Sie ein „Vaterland" in noch weiterem Sinne im Auge?

STRAUSS: Ich glaube, wir müssen den Begriff Vaterland hier doch etwas weiter fassen. Nicht allein der Staat, in dem man lebt, sondern der Staat, in dessen Einheit man leben möchte.

AR: Und wie weit möchten Sie? Ihr Parteikollege Hallstein sprach einmal von „der Befreiung und Einigung Europas bis zum Ural". Sie haben doch sicherlich keine Einwände gegen diese Konkretisierung des Herrn Hallstein?

STRAUSS: ....

AR: Ihr schweigendes Einverständnis überrascht uns nicht. Sie und das deutsche Finanzkapital, dessen Kriegsminister Sie sind, waren schon immer recht unbescheiden. Wir sagen nicht „unersättlich"; denn wir wollen die Höflichkeitsgesetze eines Interviews nicht verletzen.

STRAUSS: Man soll aus seinem Herzen keine Mördergrube machen.

AR: Ein lobenswerter Grundsatz, den Sie vor allem Ihren Nazioffizieren für Reden in der Öffentlichkeit ans Herz legen sollten. So mancher Bundesbürger würde schneller begreifen, daß die Bundeswehr den Weg der Naziwehrmacht geht, der bekanntlich zum Weltkrieg geführt hat.

STRAUSS: Daß der zweite Weltkrieg durch Hitler ausgelöst worden ist durch seinen Einmarsch in Polen, steht außer jedem Zweifel. Dafür zeichnen wir allein schuldig und verantwortlich, auch wenn Hitler nicht den großen Weltkrieg wollte, sondern eine Reihe von siegreichen Feldzügen, einen nach dem anderen. Aber der Weltkrieg ist daraus geworden. Er hätte es wissen können.

AR: Sie werfen demnach Hitler und jenen Generälen, die ihm die militärischen Pläne ausarbeiteten, nicht vor, daß sie die Welt erobern und die Menschheit zu Sklaven der deutschen Konzerne und Banken machen wollten, daß sie also überhaupt Eroberungskriege führten, sondern lediglich, daß sie sich dabei verrechnet haben, ja vielleicht nur ungeschickt angestellt haben. Ein bemerkenswertes Eingeständnis!

Herr Kriegsminister! Bekanntlich geht Ihnen der Erhalt der imperialistischen Ordnung in Westdeutschland über alles. An welcher Stelle in Ihrem politischen Den-





ken aber kommt die „Vereinigung Europas bis zum Ural"?

STRAUSS: Als Zweites sage ich nicht Einheit, sondern Frieden. Denn würde ich eine andere Priorität wählen, dann würde ich sagen, daß man die Einheit notfalls auch mit Gewalt herstellen muß. Die Einheit mit Gewalt herstellen, heißt einen Friedhof wiedervereinigen. Meine feste Überzeugung, weil das Weltkrieg bedeutet. Also verzichten wir auf die Wiederherstellung der Einheit mit Gewalt, weil sonst die europäische Zivilisationsstruktur zerstört wird.

AR: Nehmen wir einmal an, Sie hätten die Wahrheit gesagt, dann haben Sie also nichts gegen den Versuch, die DDR zu erobern, ganz im Gegenteil, sondern schrecken davor allein deshalb zurück, weil dadurch der Kapitalismus oder, wie Sie es formulierten, „die europäische Zivilisationsstruktur" zerstört wird. Mit anderen Worten, weil das einheitliche sozialistische Lager jeden Aggressor zerschmettern würde.
Nun können wir aber Ihren Worten nicht vertrauen. Die Geschichte hat gelehrt, daß Ihresgleichen immer dann am lautesten die Friedensschalmei blasen, wenn sie das Kriegshorn schon putzen. Und die heutige westdeutsche Praxis, angefangen von der Atombewaffnung bis zum inneren Terror, spricht auch dafür, daß die deutschen Militaristen ihre Eroberungspläne noch nicht ad acta gelegt haben. In beiden Fällen zeigt sich, wie wichtig gegenwärtig die Gefechtsbereitschaft der sozialistischen Armeen ist . . .

● ●

Dieses Interview hat niemals stattgefunden. Ein verspäteter Aprilscherz also? Mitnichten! Keine Äußerung des Strauß haben wir uns aus den Fingern gesogen. Sie stammen alle aus seinem Munde, Wort für Wort, gesprochen in einer Rundfunkdiskussion.
Es gab keine Möglichkeit, dem Strauß unsere Fragen persönlich vorzulegen. Aber selbst wenn wir sie gehabt hätten – das Interview wäre ausgefallen.
Wer möchte schon von der Schlüsselfigur mehrerer Schieberskandale Lektionen über Ehrlichkeit hören?! Welch normaler Mensch wird sich bei einer sittlich zwielichtigen Person seine Vorstellungen über Frauenehre ausleihen? Nur ein Narr kann schließlich ehrlichen Herzens einen NS-Führungsoffizier als Fachmann für Demokratie anerkennen. Aber ist Strauß schon in Fragen Ehrlichkeit, Frauenehre und Demokratie nicht kompetent – es ist geradezu beleidigend, daß er den Begriff Vaterland in den Mund nimmt, er, der Kriegsminister der Monopole, denen ihr Aktienpaket alles, aber das Vaterland und die Nation nichts gilt.
„Mit Führer für Volk und Vaterland!" Unter dieser Losung wurde das deutsche Volk über die Schlachtfelder Europas gejagt. Für das Vaterland des Volkes? Es war bestenfalls das Vaterland der Konzerne, Banken und Militaristen. Dann spalteten sie Deutschland und unterschrieben die Besetzung seines Westens bis zum Jahre 2005. Wo diese Feinde unseres Volkes heute noch regieren, ist zwar deutsches Land, aber nicht der Deutschen Vaterland. Des Volkes Vaterland kann nur da sein, wo es ökonomische, politische und kulturelle Verhältnisse gibt, die des Volkes Macht zum Ausdruck bringen. Und das ist zur Zeit nur in unserer Republik der Fall.



Treffen IST TRUMPF

Der Melder kam zu ihm nach Hause. Damit ward seinem Urlaub eigentlich ein unerwartetes Ende gesetzt. Jetzt gab es für den Kompaniechef, Oberleutnant Thamm, nur noch eins: die Soldaten, Unteroffiziere und er mußten den guten Ruf rechtfertigen.

Und die Soldaten? Sie hatten achtzehn Stunden in den Beinen und in dieser Nacht nur eine Mütze voll Schlaf genommen. Für sie ward die Wache sechs Stunden verkürzt.

Der Chef des Militärbezirks hatte befohlen, daß die Kompanie noch einmal die 1. und 2. Einzelgefechtsübung schoß. Nun beileibe nicht, weil die Soldaten vorher nur in den Sand geschossen hätten, sondern gerade deshalb, weil sie mit der Note „Sehr gut" vom Schießplatz gefahren waren. Jetzt mußte es sich zeigen, ob das Ergebnis ein solides Fundament hat.

Überraschende Alltäglichkeiten

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Befehl. Viel Zeit war nicht mehr. Aber in knapp einer Stunde bewährte sich, was die FDJ-Leitung in Wochen mühevoller Kleinarbeit in die Köpfe ihrer Mitglieder pflanzte. Die Besten gingen voran. Das Echo der Soldaten ließ nicht auf sich warten: Jeder ist mit von der Partie und gibt das Letzte.

Der FDJ-Sekretär, Unteroffizier Friedrich, befragt, ob das wohl klappen wird, meinte nur lakonisch: „Ich denke doch, auf die FDJler ist Verlaß. Das Wort und die Tat der Besten wiegt schon in der Kompanie."

Unterdessen waren die Gruppenführer mit ihren Schützen nicht untätig. Während die Soldaten des zweiten Dienstjahres immer wieder das Auf- und Absetzen der Schutzmaske übten, sind andere dabei, individuell verschiedene Kleinigkeiten auszumerzen, die ein Schießergebnis letztlich negativ beeinflussen können.

Als am Abend die Fahrzeugkolonne zum Schießplatz rollt, ist auch der Gefreite Dieter Müller, ein lMG-Schütze, unter seinen Kameraden, obwohl er noch vor einigen Stunden als „innendienstkrank" beim Hauptfeldwebel zu Buche stand. „Ich hatte eine Muskelentzündung am Hals, wollte aber unbedingt mit. Da bin ich gleich mal in Stellung gegangen. Wollte sehen, ob ich den Hals auch rumkriege. Und es ging." Gleich ihm taten es die Soldaten Ebert und Ruttkowski. Schließlich ging es

um die Ehre der Kompanie. Und wer will schon in so entscheidenden Stunden das Kollektiv allein lassen, da muß das Wehwehchen eben an die frische Luft. Dabei mag natürlich auch ein Fünkchen Waffenstolz mit im Spiele gewesen sein, obwohl noch vor einem halben Jahr Dieter Müller anders gedacht haben mag. Da fuhr er auf seinem Geschütz in die Feuerstellung, „aber bei den Schützen das Laufen – hat mir anfangs gar nicht geschmeckt."

Sie hatten etwas auf dem Rohre

Der General kam, 20 Minuten vor der Zeit. Die Melde- und Begrüßungsformalitäten waren schnell beendet. Dann befahl General Ernst: „Zuerst schießen der Kompaniechef und die Zugführer!"
Aufgeregt?
„Eigentlich nicht", sagt der Kompaniechef.
„Ich hatte plötzlich das Kribbeln in den Händen, wie der General hinter mir stand. Das gab sich dann von selbst, nachdem die erste Scheibe gefallen war", meint Oberfeldwebel Dolge, der Parteigruppenorganisator.
„Wenn jeder Schütze weiß, ich habe schon einmal erfüllt, wenn jeder Vorgesetzte weiß, ich habe richtig ausgebildet, spielt das keine Rolle", ergänzt Unterleutnant Schumann.
Und das Resultat?
„Sehr gut", kommt es wie eine Stimme aus aller Munde.
So wundert es eigentlich auch nicht, daß die Kompanie an diesem Tage ihren guten Ruf rechtfertigte. Trotz schwieriger meteorologischer Bedingungen sprang ein „Gut" heraus, lediglich 1,5 Prozent fehlten auf der Aktivseite und sie hätten ihr erstes Resultat wiederholt.
Dabei übertrafen sich die RPG-Schützen selbst. Als Gefreiter Lohsereit als letzter zur Feuerlinie ging, konnte er sich der wohlgemeinten Ratschläge kaum erwehren. Und es gelang auch ihm, der erste Schuß saß. RPG-Schütze Hecht, mit einhundertdreiundfünfzig Zentimeter der Kleinste in der Kompanie, war nicht klein zu kriegen. Der General beglückwünscht ihn persönlich zu seinem sehr guten Schießresultat.

Ist das der springende Punkt

„Es hat sich eben ausgezahlt", meint der Kompaniechef, als ich ihm am Tisch gegenübersitze. Und da die Würfel tatsächlich gefallen sind, wäre es an der Zeit, die Karten etwas zu lüften. Dabei wollen mir die Zugführer, Unterleutnant Schumann, Oberfeldwebel Dolge und der FDJ-Sekretär, Unteroffizier Friedrich, behilflich sein.
„Ich kann das eben nicht sehen, wenn einer schlecht schießt", beginnt Genosse Schumann, „da muß ich hin, erklären, helfen."
Mir eigentlich ganz plausibel, nachdem ich höre, daß der Zugführer schon von der Offiziersschule her als Schütze erblich belastet ist, an Armeemeisterschaften teilhatte und für ihn neben dem





Lesen das Schießen zum Hobby wurde. Und das kann anstecken. Wie wäre es sonst zu erklären, daß eben sonntags die Soldaten sich mit den KK-Gewehren ein Stelldichein geben?
Doch wie ich höre, blüht auch der Weizen in dem waffentechnischen Zirkel der FDJ.
„So ist das schon", wirft Unteroffizier Friedrich ein. „jeder Gruppenführer sieht doch im Unterricht, wo es bei dem und jenem noch hängt, und er gibt den Soldaten schon den Rat, im Zirkel etwas nachzuholen. Dort wird dann untereinander gewetteifert, wer schneller seine Waffe auseinander und wieder zusammen hat. Dafür gibt's kleine Preise. So gelang es uns auch, daß man sich in den Gruppen gegenseitig ersetzen kann. In jeder Gruppe beherrschen alle die MPi, drei die Panzerbüchse und drei das lMG. Sie haben auch damit schon geschossen."
Aber damit nicht genug. Man war sich schon zu Beginn des Jahres einig: die Trauben hängen ziemlich hoch. Wer da bestehen will, muß mit den Soldaten von der Pike auf anfangen.
„So taten wir es auch", sagt lächelnd der Kompaniechef. „Zuerst machten wir den Soldaten mit seiner Waffe vertraut, danach ging es an die Übungen ran. Wir fertigten Schemen, und jeder Soldat hatte sie ständig vor Augen. Schließlich bauten wir Stationen in realer Entfernung auf, und das Beobachten, Schätzen und Visierstellen ging dem Soldat in Fleisch und Blut über."
„Bliebe unser obligatorisches Schießtraining nach Normentabelle, bis die Anschlagsarten schnell und präzise aus dem ff gekonnt wurden", ergänzt Oberfeldwebel Dolge.
Ich sehe es selbst.
Soldat Grutschkowski liegt hinter seinem lMG, er beobachtet. 40 Sekunden lang wird die Scheibe auftauchen. Dann ist es soweit. Die ersten Schüsse zirpen über die vertrockneten Gräser. Ich konstatiere, zu kurz. Doch nicht nur ich. Der Lauf des lMG hebt sich kaum merklich. Der zweite Feuerstoß jagt hinüber zum Ziel, etwa 400 Meter vor mir. Die Scheibe fällt.
Da merkt jeder, Theorie und Praxis des Schützen sind nicht auf Sand gebaut.
Dann läuft uns Soldat Stetefeld über den Weg. Oberfeldwebel Dolge meint zwar, er brauche gar nicht erst zu fragen, doch als ich erstaunte Kinderaugen markiere, tut er mir den Gefallen. „Wie haben Sie geschossen?" — „Na, sehr gut, Genosse Zugführer, als ob ich schon mal anders geschossen hätte!"
Ja, es zahlt sich eben aus.

Wer weiß wo es hingeht, weiß auch was er zu tun hat —

Wenn ich mich so umschaue, auch auf dem Schießplatz, immer wieder spüre ich es: In der Kompanie wirken ruhig und bescheiden Menschen, die hier und dort einen Ratschlag geben, die Ordnung und Disziplin beeinflussen, die letztlich durch ihre Leistungen alle anspornen. Das sind die Mitglieder und Kandidaten unserer Partei, eine verschworene Gemeinschaft in der Kompanie. Ihr Beispiel, ihr Streben „Bester" zu sein, wirkt Bände auf die Soldaten, reißt sie mit.
Wenn ich mich so umschaue, immer wieder spüre ich es: trotz Anstrengungen und Strapazen, es steckt keiner auf, und die sogenannten Kleinigkeiten sind bald bereinigt.
Wenn sich eben stündlich und täglich beispielsweise die Unteroffiziere Friedrich oder Schulz mit den Soldaten unterhalten, die politischen Tagesfragen geduldig erklären und auch in der Gefechtsausbildung gerne helfen, dann sind die Soldaten mit Lust und Liebe, mit Freude bei der Sache, und die Ergebnisse können sich sehen lassen. „Da kann man natürlich nicht mit ‚hab keine Zeit' operieren, und Reden, die wie Papier klingen, sind fehl am Platze", meint Unteroffizier Friedrich, „sonst geht man uns stumm aus dem Wege." So bleibt dann ein Beschluß der Parteigruppe der Kompanie nicht nur Sache ihrer Mitglieder, sondern alle Soldaten der Kompanie denken mit, suchen nach neuen Wegen, wie es besser und schneller vorangehen mag.
„In der Kompanie ist bald 'raus, was man von dem und jenem zu halten hat, das spricht sich 'rum. Und wenn ein Parteimitglied die Unerfahrenheit des Soldaten nicht belacht oder bespöttelt, sondern tatkräftig anpackt, erwirbt es das Vertrauen, ist unser aller militärischer Auftrag nur halb so schwer."
Das ist des Parteigruppenorganisators Rezept, die Norm eines leidenschaftlichen Soldaten. *-ld*

Das Ehrenwort

L. PANTELEJEW

Illustration: Jahn/Speer



Einmal im Sommer ging ich in einen Garten hinein. Wie er heißt, weiß ich nicht mehr. Er befindet sich auf der Wassiljew-Insel neben einer weißen Kirche. Ich hatte ein interessantes Buch bei mir und vertiefte mich so darin, daß ich die Zeit vergaß und nicht bemerkte, wie die Nacht hereinbrach. Als es mir vor den Augen flimmerte und ich nicht mehr lesen konnte, klappte ich das Buch zu, erhob mich und ging dem Ausgang zu. Ich fürchtete, daß der Garten geschlossen würde und beeilte mich. Plötzlich blieb ich stehen. Mir schien es, als ob seitlich in den Büschen jemand weinte. Ich bog in einen Seitenweg ein. Da schimmerte in der Dunkelheit ein kleines Steinhäuschen, wie man sie in allen Stadtgärten trifft und wo wahrscheinlich der Wächter wohnte. Aber an der Wand stand ein kleiner Junge von ungefähr sieben oder acht Jahren. Mit gesenktem Kopf weinte er laut und untröstlich vor sich hin. Ich trat näher und sprach ihn an: „He, Junge, was hast du?"

Sofort hörte er wie auf Kommando zu weinen auf. Er hob den Kopf und entgegnete: „Nichts."

„Was bedeutet dieses ‚Nichts'? Hat dich jemand geärgert?"

„Nein."

„Warum weinst du dann?"

Er konnte kaum sprechen, hatte noch nicht alle Tränen fortgewischt, schluchzte, schluckte und schnoberte mit dem Näschen.

„Laß uns gehen", riet ich ihm. „Sieh, es ist schon spät, der Garten wird geschlossen." Und ich wollte den Jungen bei der Hand nehmen. Aber er entzog sie mir schnell und lehnte ab:

„Ich kann nicht."

„Was kannst du nicht?"

„Hier weggehen."

„Wie? Warum? Was ist mit dir los?"

„Nichts", sagte der Junge.

„Bist du etwa krank?"

„Nein", sagte er, „ich bin gesund."

„Warum kannst du dann nicht gehen?"

„Ich stehe auf Posten", erklärte er.

„Auf Posten? Was für ein Posten?"

„Nun, was, verstehen Sie nicht? Wir spielen."

„Ja, mit wem spielst du denn?"

Der Junge schwieg, seufzte und sprach:

„Ich weiß es nicht."

Offen gestanden, glaubte ich jetzt doch, daß der Junge bestimmt krank sei, daß es bei ihm im Kopf nicht stimme. „Höre", sagte ich zu ihm, „was erzählst du? Wie verhält sich das? Du spielst und weißt nicht mit wem?"

„Ja", gab der Junge zu. „Ich weiß es nicht. Ich saß auf der Bank, und da kamen ein paar große Kinder angelaufen und riefen: ‚Spielst du mit Krieg?' Ich antwortete: ‚Ja, ich will.' Wir begannen zu spielen. Man sagte zu mir: ‚Du bist Sergeant.' Ein großer Junge war Timoschenko . . . der General. Er befahl mich hierher und erklärte: ‚Hier ist unser Pulverlager — in diesem Häuschen. Und du wirst Posten stehen . . . Bleib hier, bis ich dich ablöse.' Ich antwortete: ‚Gut.' Aber er sagte: ‚Gib dein Ehrenwort, daß du nicht fortläufst.' "

„Nun?"

(Fortsetzung auf Seite 10)

„Nun, und ich sagte: Ehrenwort — ich laufe nicht weg."

„Und was jetzt?"

„Na ja! Ich stehe und stehe, und sie kommen nicht."

„Soo", lächelte ich. „Haben sie dich schon vor langer Zeit hierher gestellt?"

„Es war noch hell."

„Wo sind sie denn nun?"

„Ich denke, sie sind weggelaufen."

„Wie, weggelaufen?"

„Haben mich vergessen."

„Weshalb stehst du dann?"

„Ich habe mein Ehrenwort gegeben . . ."

Ich wollte schon loslachen, besann mich aber plötzlich und fühlte, daß es hier nichts Lächerliches gäbe und der Junge vollkommen recht hat. Wenn man sein Ehrenwort gegeben hat, so muß man stehen, was auch geschehen könnte, und wenn man vor Wut platzt. Ob Spiel oder nicht — das ist egal. „Da ist dir ja eine Geschichte passiert!" bedauerte ich ihn. „Was wirst du nun machen?"

„Ich weiß nicht", klagte der Junge.

Ich wollte ihm gern auf irgendeine Art helfen. Aber was konnte ich anstellen? Sollte ich diese dummen Jungen suchen gehen, die ihn auf Wache stellten, ihm sein Ehrenwort abnahmen und selbst nach Hause liefen? Aber wo konnte ich sie jetzt finden, diese Bürschchen? . . .

„Du möchtest wahrscheinlich etwas essen?" fragte ich ihn.

„Ja", erwiderte er. „Das möchte ich."

„Was machen wir bloß?" sagte ich und dachte nach. „Du läufst fix nach Hause Abendbrot essen, und ich stehe bis dahin für dich hier."

„Ja", meinte der Junge. „Geht denn das?"

„Warum eigentlich nicht?"

„Sie sind doch keine Militärperson."

Ich kratzte mich im Genick und bestätigte ihm: „Richtig. Das geht nicht. Ich selbst kann dich nicht von der Wache ablösen. Das darf nur ein Militärangehöriger vornehmen, nur ein Vorgesetzter . . ." Und da kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich überlegte, daß nur ein Soldat den Jungen von seinem Ehrenwort befreien und von der Wache ablösen könne, da liegt der Hase im Pfeffer. Also muß ich eine Militärperson suchen. Ich sagte nichts weiter zu dem Jungen als: „Warte einen Augenblick" und eilte, um keine Zeit zu verlieren, auf den Ausgang zu . . .

Das Tor war noch nicht geschlossen, und der Wächter lief noch irgendwo in den entlegensten Ecken des Gartens herum und ließ sein Glöckchen erschallen. Ich blieb am Tor stehen und wartete, ob nicht irgendein Soldat vorbeigeht, eventuell ein Leutnant oder auch nur ein einfacher Rotarmist. Aber wie zum Trotz zeigte sich keine einzige Militärperson auf der Straße.

Ich wollte schon unverrichteterdinge in den Garten zurückkehren, als ich plötzlich an der Haltestelle um die Ecke eine Kommandeurschirmmütze mit dem blauen Rand der Kavallerie erblickte. Ganz außer Atem lief ich zu ihm hin, faßte ihn bei der Hand und rief: „Genosse Major! Einen Augenblick! Warten Sie, Genosse Major!" Er blickte sich um, schaute mich voller Verwunderung an und sagte: „Worum handelt es sich?"

„Sehen Sie, die Sache ist die . . .", antwortete ich. „Hier im Garten, neben dem weißen Häuschen steht ein Junge auf Wacht . . . Er kann nicht nach Hause gehen, er hat sein Ehrenwort gegeben . . . Er ist noch sehr klein und weint eben . . ." Der Kommandeur blinkerte mit den Augen und schaute mich erschreckt an. Bestimmt dachte er auch, daß ich krank sei und in meinem Kopf etwas nicht stimmt. „Was habe ich damit zu tun?" fragte er.

Da die Straßenbahn eben abfuhr, sah er mich sehr böse an. Aber als ich ihm etwas ausführlicher erklärt hatte, worum es sich handelt, überlegte er nicht lange und forderte mich auf:

„Gehen wir, gehen wir. Natürlich. Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?"

Mit Mühe ermittelten wir in der Finsternis das weiße Häuschen. Der Junge stand noch auf dem gleichen Fleck.

„Nun, siehst du, ich habe einen Vorgesetzten hergebracht." Als er den Kommandeur gewahrte, straffte der Junge irgendwie seine Gestalt und reckte sich. „Ich bin Sergeant", meldete er.

„Genosse Sergeant, ich befehle, den Ihnen anvertrauten Posten zu verlassen." Der Junge schwieg, schnaufte mit der Nase und fragte: „Und was haben Sie für einen Dienstgrad?"

„Ich bin Major", lautete die Antwort.

Darauf legte der Junge die Hand an den breiten Rand seiner grauen Schirmmütze und sagte: „Zu Befehl, Genosse Major. Posten verlassen." Und das sagte er so schallend und gewandt, daß wir uns beide nicht beherrschen konnten und in lautes Gelächter ausbrachen. Und der Junge begann ebenfalls fröhlich und erleichtert zu lachen.

Der Major streckte dem Jungen die Hand hin. „Bist ein Mordskerl, Genosse Sergeant!" lobte er. „Aus dir wird ein wahrer Soldat. Auf Wiedersehen."

Der Junge murmelte etwas und antwortete: „Auf Wiedersehen."

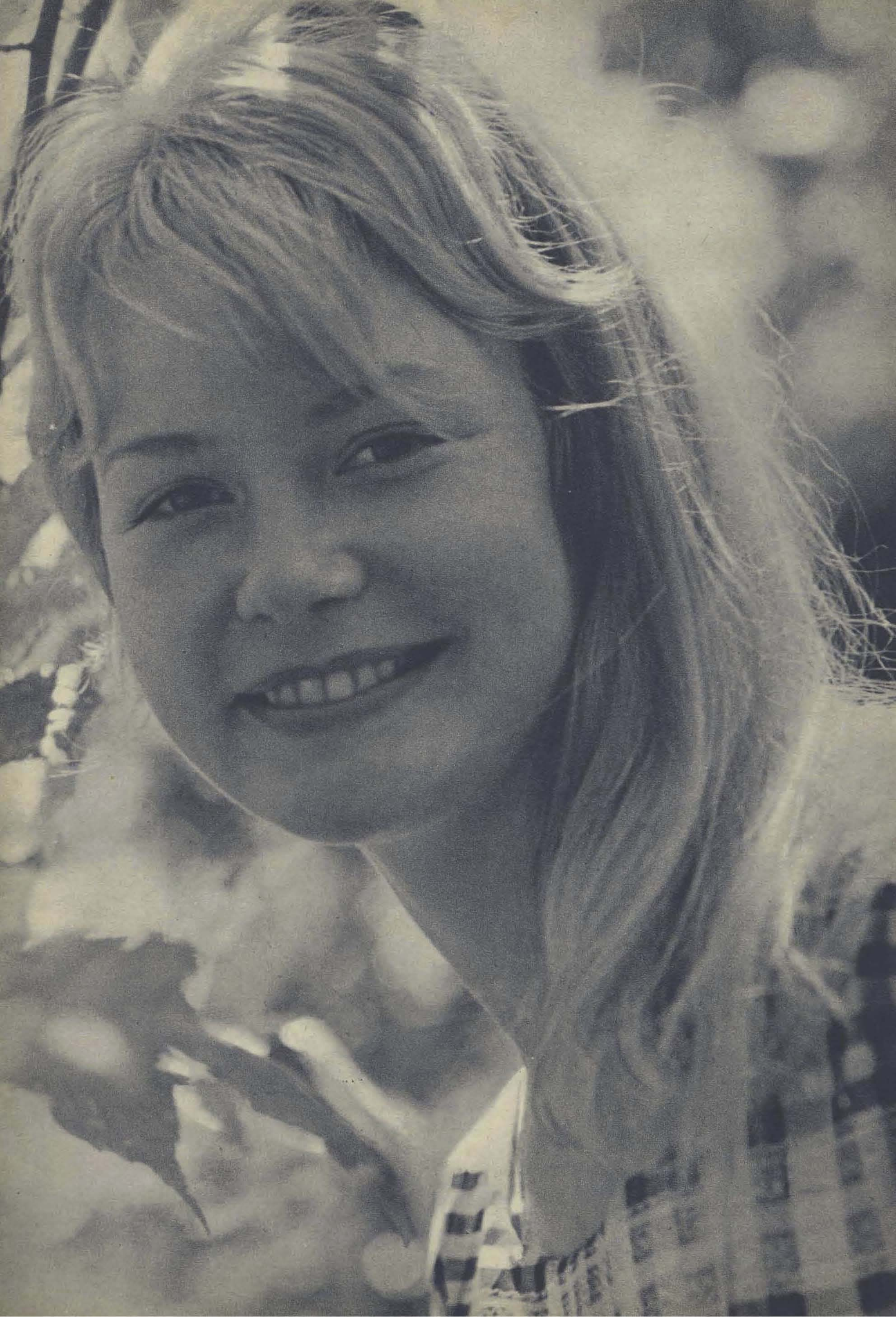
Der Major erwies uns beiden die Ehrenbezeigung. Ich verabschiedete mich nun auch von dem Jungen und drückte ihm die Hand. „Soll ich dich vielleicht begleiten?" fragte ich ihn.

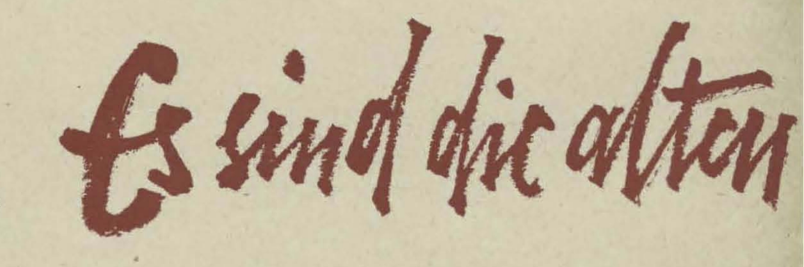
„Nein, ich wohne nicht weit. Ich habe keine Angst", erwiderte der Junge. Ich schaute auf seine kleine sommersprossige Nase und dachte, daß ein Junge, der einen starken Willen hat und so zu seinem Wort steht, weder vor der Dunkelheit, vor Raufbolden, noch vor schrecklicheren Dingen zurückschreckt.

Und wenn er erwachsen ist . . . Noch ist es nicht gewiß, was er wird, wenn er groß ist, aber welchen Beruf er auch ergreifen sollte, ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß er ein wahrer Mensch wird.

So dachte ich, und es war mir sehr lieb, daß ich diesen Jungen kennengelernt habe.

(Aus dem Russischen von Irmgard Jaekel)





Mit festesfrohem Schritt
in lichter Frühe
marschierten federnd,
sommerlich besonnt,
zum Roten Platz
vom Norden wie vom Süden
erlesne Regimenter
jeder Front.

Pfeilgrad
gegliedert
stehen die Soldaten,
gestrafft
schon vor dem Ausrichtungssignal.

Von dem Tribünenteil
für Diplomaten
blickt drein
ein Washingtoner General.

Zugleich steht hier,
im meinem Sowjetlande,
in Moskaus Volk,
das froh beisammen ist,
am Mausoleum, am Tribünenrande,
erhobnen Haupts
ein deutscher Kommunist.

Im herben Glücksgefühl
errungnen Hortes
des Menschheitsfrühlings,
Friedens, Aufbausiegs
erschall'n die Worte
schlichten Frontrapportes:
das knappe Fazit abgeschloßnen Kriegs.

Die Luft durchblitzen
blanke Klingen freudig,
und fern verebbt
des Marsches Hall bereits.
Herbei trägt man,
zu Boden sie zu schleudern,
die Feindstandarten
mit dem Hakenkreuz.

... Der Turmuhr Schlag
ist ruhevoll verronnen.
Den Schluß der Heerschau
kündet der Hornist.

Von der Tribüne
auf die Volkskolonnen
blickt
der ergraute deutsche Kommunist.

Er überschaut
des Hitlerreiches Trümmer.
Und Freunde – Russen –
sieht er sich zur Seit'.
Und zu sich selbst
sagt er mit leiser Stimme:
„Steh auf, mein Deutschland,
es ist wahrlich Zeit!"

Ignorj Rink

Aus dem Russischen von Franz Leschnitzer





Was sehr vernünft'ge Leute
mit Vorbedacht einst in den Staub getreten,
was sie an räubertraditionsumflorten Fetzen fanden,
das haben, wie die Kinder,
die ungern sich von ihrem liebsten Spielzeug trennen,
die abgewrackten Ostlandstreber
neu hervorgezogen,
denn: sie sind auferstanden!

Ein teutsches Weib
am heimatlichen Herde,
das wusch und plättete gar emsig die verschoss'ne Seide.
Und Opa zweckte sie an eine lange Stange
und mit Papa zog er dann auf –
zur Augenweide!

Und krächzend
grölt der Chor der Kämpen
Rache!
und möchte lieber heut als morgen reiten.
Das wasserblaue Bullenauge funkelt in der Sonne
und auf der Brust da scheppern Orden –
für die Pleiten!

Man muß von teutscher Zucht
schon viel gefressen haben,
nach dem Fiasko so zu paradieren
und öffentlich zu zeigen,
daß man nichts gelernt hat,
als strammzustehen und zu marschieren!

Das ist das teutsche Wurstgewitter,
das, nato-nal verstärkt,
sich da versammelt,
um es erneut zu wagen,
wie Großvater und Vater, so der Sohn!
Doch unser Tor ist gut verrammelt –
kehrt marsch! Sonst geht's euch wieder an den Kragen,
denn auch bei uns pflegt man die Tradition –.

Helmut Maikath



Fetzen



Post aus der Heimat

Kein Handgriff und keine Sekunde gehen im Funktrupp Anipin beim Aufbau des Antennensystems verloren.



Praktische Freundschaft

„. . . fertig! . . . loos . . .!“ Kaum ist dieses Kommando verklungen, stieben die bisher vor ihrem Fahrzeug angetretenen fünf Genossen vom Funktrupp Minkwitz in verschiedene Richtungen auseinander. Kräftige Hände zerren das Aggregat aus dem Kasten an der Wagen-Seitenwand heraus, tragen es einige Meter abseits. Gefreiter Helmut Rosengart verteilt inzwischen rote Flaggen in gleichmäßigen Abständen in der Runde – Markierungszeichen für die Mastenfüße. Mit wenigen Handgriffen hat Funker Ermer das Aggregat in Gang gesetzt. Schon knattert der Motor los. In fliegender Hast steckt Unterfeldwebel Minkwitz die Mastteile zusammen, befestigt die Spannleinen. Funker Ermer ist inzwischen auf das Dach geklettert, wo er die Stabantenne aufsetzt. Man merkt, daß jeder seine Aufgabe kennt.
Keinen Blick haben die fünf Soldaten für die sie umgebende Szenerie übrig, für den in Frühlingserwartung rauschenden Wald und für die an einem blauen Himmel sich jagenden Wolkenschäfchen. Denn die Stoppuhr läuft und die Schiedsrichter beobachten sehr kritisch, wie der Funktrupp Minkwitz die Aufgabe löst: Aufbau einer Funkstelle mit sämtlichen Antennensystemen.
Die fünf Funker wetteifern nicht nur mit dem Sekundenzeiger. Drüben, knappe 200 Meter weiter auf der Waldlichtung, recken sich zusehends größer werdende „Spinnweben“ in die Landschaft. Unter der umsichtigen Regie von Untersergeant Anipin sind Funker der Sowjetarmee ebenfalls dabei, die gleiche Aufgabe zu lösen. Hier gibt es keinen unnötigen Handgriff. Kaum ist der Truppführer mit dem Aufbau des Empfangsdipols fertig, reicht ihm Soldat Pluschtschew den Anschluß des Koaxialkabels. Jede Sekunde hat ihren Wert. Genau vierzehn Minuten und 30 Sekunden nach dem Ertönen des Ausführungskommandos wird die von Schiedsrichtern und Zuschauern gestellte Frage nach dem Sieger durch einen fünfstimmigen Freudenschrei von rechts her beantwortet. Auf den Gesichtern der vor dem Wagen Angetretenen spiegeln sich Anspannung und Freude zugleich. Der Truppführer meldet: „Genosse Hauptmann! Station entfaltet und betriebsbereit. Unterfeldwebel Minkwitz.“ In dieser kurzen Zeit war noch kein Stationsaufbau geschafft worden, die bisherige Bestzeit lag bei 16 Minuten und damit immer noch vier Minuten unter der Norm.
Im Wettbewerb mit Funktrupp Anipin können wertvolle Punkte gutgeschrieben werden. Doch noch ist nicht aller Tage Abend . . .
Schon Tradition sind die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Truppenteil Böhme und dem in seiner weiteren Nachbarschaft befindlichen N'ten Truppenteil der Sowjetarmee. Unter Leitung von Major Belajew war an diesem Sonntagmorgen eine Delegation – bestehend aus Funktrupp, Fernschreibbetriebstrupp und Bautrupp – im Truppenteil Böhme erschienen, um einen Leistungsvergleich mit den besten Funkern, Fernschreibern und Baufernsprechern zu bestreiten.



Gleich wird die Station stehen. Dann kann sich Gefreiter Bertram die Kopfhörer aufsetzen und auf „Musik" im Äther lauschen.

„Die Wettkämpfe sollen von der Stärke unserer Freundschaft zeugen", hatte Major Böhme eingangs den sowjetischen Waffenbrüdern versichert, und dem war auch so.
Ein heftiges Gefecht gegen die Stoppuhr begann. Zur gleichen Zeit, da Sergeant Laril dazu ansetzt, in 55 Minuten 2200 Gruppen fernzuschreiben, setzt sich Untersergeant Anipin an die Morsetaste, während Soldat Pluschtschew die Kopfhörer überstülpt.
„QTC" (habe Spruch für Sie) tastet Untersergeant Anipin in den Äther, und das „QRV" (bin bereit) seines Partners folgt auf dem Fuße. Pausenlos folgen dann hundert Gruppen Zahlentext. Leicht schräg geneigt, ohne sich zu bewegen, sitzt der sowjetische Funker am Gerät, und Soldat Pluschtschew nimmt als Gast in der deutschen Funkstation alle Gruppen fehlerfrei auf, ohne daß eine Rückfrage nötig ist. Jetzt steht der Kampf der Funker unentschieden, denn Unterfeldwebel Minkwitz und Gefreiter Bertram, welche anschließend geben bzw. hören, holen den sowjetischen Vorsprung nicht mehr ein. Ehe mit „QSL" (habe richtig empfangen) quittiert werden kann, machen sich einige Rückfragen erforderlich. Diese kosten Zeit und den Sieg, denn auch beim Abbau der Station gelingt es den Freunden, weitere 49 Sekunden Vorsprung herauszuholen.
Neidlos müssen die fünf vom Funktrupp Minkwitz zugeben, daß ihnen ihre sowjetischen Waffenbrüder in der Geschlossenheit des Trupps einiges voraushaben. Oberleutnant der Sowjetarmee Rachmin, Mitglied des gemischten Schiedsrichterkollektivs, bestätigt diese Erkenntnis: „Hier kommt es darauf an, daß man gut aufeinander eingespielt ist."
Später, beim gemeinsamen Mittagessen, lernen sich die am Wettkampf Beteiligten auch persönlich näher kennen. An einem Tisch sitzen sie, der Unterfeldwebel Hans-Jürgen Schindler aus Geithain und der Sergeant I. A. Mironow aus Moskau, der Soldat Roland Hinke aus Heldrungen und der Soldat A. P. Rosuwajew aus Krasnodar. Dolmetscher ist Soldat Wladimir Konuschkin. Der 21jährige Dreher aus Moskau hat in der Schule Deutsch gelernt und kann sich mit seinen Waffenbrüdern ganz gut verständigen.
An anderen Tischen versteht man sich auch ohne Worte, weiß man doch, warum und wofür man Uniform trägt und daß Waffenbrüderschaft ein guter Dolmetscher ist. Ihnen, den Arbeiterjungen aus Krasnodar und Geithain, aus Moskau und aus Heldrungen hat der Sozialismus eine vorzügliche Technik anvertraut, mit der sie auch vorzüglich umzugehen verstehen, um den Sozialismus wirksam zu verteidigen.
Noch auf dem „Gefechtsfeld" hatte Leutnant Donskoi, Sekretär einer Komsomolorganisation, die Gedanken der Waffenbrüder über diesen Leistungsvergleich auf einen Nenner gebracht: „Das ist praktische Freundschaft!" sagte er. Als äußeres Merkmal dieser Freundschaft tragen jetzt Sergeant Laril und Untersergeant Anipin das Funker-Klassifikationsabzeichen der Nationalen Volksarmee, das ihnen am Tag der Sowjetarmee überreicht wurde.

Jochen Bendix

MANFRED WALTHER

Schlechtes Gewissen



Illustration: Harri Parschau

In der Unterrichtsbaracke ist es dermaßen heiß, daß der Teer durch die Fugen des Holzdaches tropft. Leutnant Eisenbeißer hat es aufgegeben, die Vorlesung mitzuschreiben. Bleischwer werden die Lider. In dieser Sauna ist kein ordentlicher Gedanke mehr zu fassen.

Vorn am Rednerpult quält sich der Bataillonskommandeur, seine Lektion über „Kontinuität in der Erziehungsarbeit" zu beenden. „In diesem Sinne", so sagt er, „wäre es grundfalsch, Genossen Offiziere, auf die Unterstellten kampagneartig einzuwirken. Wenn auch dieser Zustand im Bataillon seit Jahren überwunden ist, möchte ich doch auf diese Fehler hinweisen."

Die anwesenden Offiziere nicken. Auch Leutnant Eisenbeißer. In seinem Zug ist in dieser Hinsicht alles in Ordnung. Wirklich alles? Nach dem Soldaten Lahmtritt müßte ich mich noch einmal näher umsehen, denkt der Leutnant schläfrig. Ganz deutlich sieht er seinen Zug bei der Exerzierausbildung vor sich. Lahmtritt am linken Flügel des Zuges. Er, Eisenbeißer, zehn Schritt davor. Vom anderen Ende des Platzes kommt der Bataillonskommandeur auf ihn zu. Eisenbeißer strafft sich. Dann meldet er dem Vorgesetzten. Dieser gibt sich leutselig: „Na, dann zeigen Sie mal, was die Genossen können, Genosse Leutnant!"

Eisenbeißer zeigt was er kann. Mit glasharter Stimme ruft er die Kommandos in die Luft, läßt die Rotten zu Reihen werden, links einschwenken und rechts aufschließen. Der Kommandeur ist zufrieden. „Lassen Sie halten!" befiehlt er. Eisenbeißer atmet auf. Der Kommandeur tritt an die Soldaten heran: „Zeigen Sie mal Ihre Kragenbinde!"

Soldat Lahmtritt zieht sie mit spitzen Fingern und einem verschämten Augenaufschlag aus dem Uniformrock. Der Leutnant äugt über die Schulter seines Vorgesetzten. Sein Puls stockt. Die Binde ist schwarz wie ein Gewehrlauf mit verstopfter Mündung. Der Bataillonskommandeur sagt noch nichts. Offensichtlich ist er kein Offizier, der sein Urteil auf Zufälligkeiten gründet. „Na, zeigen Sie mir noch Ihren Kamm!"

Soldat Lahmtritt kramt in allen Taschen. Endlich hat er das Gesuchte in der kleinen Uhrentasche, schräg oberhalb des Hosenschlitzes, gefunden. Der Kamm ist noch etwa sechs Zentimeter lang und besitzt noch sechs ganze und vier halbe Zähne. „Sie sollten sich schämen, derartig schlampig zu sein, und das auch noch am Montagfrüh", spricht der Kommandeur vorwurfsvoll zum Soldaten Lahmtritt. „Ihre Kompanie ist im Ausbildungsjahr gut vorangekommen.

Anekdotisches

Großzügig

Die Offiziersgruppe hat Ausbildungspause. Einige Offiziere liegen im Gras, während andere diskutierend zusammenstehen. Da kommt ein Soldat vorbei. Er versucht ohne Gruß vorbeizuhuschen. Einer der Offiziere ruft ihn an: „Genosse Soldat, warum grüßen Sie nicht?" Darauf der Soldat mit einem Blick auf die im Grase liegenden Offiziere: „Genosse Oberleutnant, ich wollte die Pause nicht vorzeitig abbrechen."

Umwerfende Begrüßung

Im Feldlager der Aufklärer. Zum Antreten der Kompanie erscheint der Hauptfeldwebel mit dick bandagierter rechter Hand. „Nanu, was ist denn Ihnen passiert?" fragt der Kompaniechef verwundert. „Ach, nur eine Verstauchung. Ich bin heute nachmittag den Jungen Pionieren des Dorfes begegnet." – „Ich verstehe nicht, hat Ihnen einer der Pioniere zu kräftig die Hand gedrückt?" – „Wenn es nur einer gewesen wäre. Alle zwanzig begrüßten mich gleichzeitig!"



Vor den Fleischtöpfen des Gegners

Die Gruppe Zacher hat den Befehl, im „Hinterland des Gegners" Truppenbewegungen aufzuklären. In einem Gebüsch unweit der Landstraße fand sie für ihr Vorhaben einen idealen Unterschlupf. Der einzige, der von ihrem Versteck weiß, ist der alte Schäfermeister der LPG. Als am Nachmittag eine Kolonne des „Gegners" am Dorfeingang rastet, sehen die Aufklärer den Schäfermeister geschäftig zwischen der Feldküche und den Verpflegungswagen hin- und hereilen. Plötzlich bemerken sie, daß er mit einer großen Teekanne geradewegs auf ihr Versteck zusteuert. Was tun? Zum unbemerkten Zurückgehen ist es zu spät. Freudestrahlend schwenkt der Alte das dampfende Gefäß und erzählt, etwas außer Atem gekommen: „Der Koch sagte, die Kaltverpflegung sollt ihr euch gefälligst selber holen. Aber der hat sicher keine Ahnung, was ihr hier alles zu tun habt." Worauf die Aufklärer schmunzelnd ihre Feldflaschen füllen und wenig später spurlos verschwinden.



Vignetten: Harri Parschau

Nur Sie haben den Anschluß verpaßt! – Und Sie sind der Zugführer? Melden Sie den Vorfall auf dem Dienstweg, und in drei Wochen melden Sie mir, daß der Soldat diese Schlampereien ein für allemal abgelegt hat." In den nächsten Tagen ist sein Zug und der Soldat Lahmtritt Mittelpunkt der Kompanie. Der Kompaniechef überzeugt sich mehrfach persönlich von der Lahmtrittschen Spindordnung. Außerdem erscheint er vierzehn Tage lang zum Frühsport der Kompanie. Der Hauptfeldwebel überwacht an den Wochenenden gewissenhaft das Schrubben der Kragenbinden. Der Politstellvertreter der Kompanie schreibt einen Brief an die Mutter des Soldaten und führt mehrere Aussprachen mit Lahmtritt. Der Gruppenführer will nicht abseits stehen und schenkt seinem Unterstellten einen Kamm – feuerfest und unzerbrechlich. Nach zwei Wochen und sechs Tagen meldet Zugführer Eisenbeißer auf dem Dienstweg, daß der Soldat Lahmtritt ein sauberer Mensch geworden sei. Auf dem Gesicht des Bataillonskommandeurs glänzt eitel Freude. Sorgfältig durchstreicht er den Namen „Lahmtritt, 2. Kompanie" in seinem Arbeitsbuch. Die Aktion „Lahmtritt" ist beendet. Eisenbeißer spürt die Ruhe zuerst, der Sturm ist vorüber. Der Hauptfeldwebel hat sich wieder dem Organisatorischen zugewandt. Der Kompaniechef brütet über dem Plan der Winterumstellung der Kfz. Der Politstellvertreter der Kompanie sitzt seit acht Tagen über einem umfangreichen Artikel für die Presse zum Thema „Kontinuität der Erziehung". Im Zug geht alles wieder im alten gewohnten Trott. Leutnant Eisenbeißer übt mit seinen Soldaten gerade den Wachaufzug. Da kommt plötzlich eilenden Schrittes der Kommandeur direkt auf den Soldaten Lahmtritt zu. „Zeigen Sie mal Ihre Kragenbinde!" Soldat Lahmtritt zieht sie mit spitzen Fingern und einem verschämten Augenaufschlag aus dem Uniformrock. Der Leutnant äugt über die Schulter seines Vorgesetzten. Sein Puls stockt. Die Binde ist schwarz wie ein Gewehrlauf mit verstopfter Mündung. „Na, zeigen Sie mir noch Ihren Kamm!"

Soldat Lahmtritt kramt in allen Taschen. Endlich hat der Soldat das Gesuchte in der kleinen Uhrentasche, schräg oberhalb des Hosenschlitzes, gefunden. Der Kamm ist noch etwa sechs Zentimeter lang und besitzt noch sechs ganze und vier halbe Zähne. „Also jetzt hört der Spaß auf!" spricht der Kommandeur vorwurfsvoll zum Soldaten Lahmtritt. „Und Sie, Genosse Leutnant, werden von mir zur Verantwortung gezogen!"

Leutnant Eisenbeißer ist blaß geworden. Es flimmert ihm vor Augen. Er fühlt sich plötzlich unendlich müde. Da reißt ihn die donnernde Stimme des Bataillonskommandeurs zurück in die Wirklichkeit: „Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet, Leutnant Eisenbeißer!"

Eisenbeißer beißt sich auf die Lippen, dann stottert er verwirrt: „Unbegreiflich, Genosse Major, wo wir uns doch alle so viel Mühe gegeben haben!" – „Sie nicht, Genosse Leutnant!" antwortet der Major vom Vorlesungspult her, „aber, wenn Sie wieder einmal einschlafen sollten, dann nicht während der Lektion!"



Ponton marsch!

Wie ein Sturm bricht es herein. Fahrzeug auf Fahrzeug, schwer beladen mit Brückengerät, rollt mit dröhnendem Motor über die Böschung und fährt hinunter zum Flußufer, an dem Pioniere noch vor Tagesanbruch eine Übersetzstelle aufgeklärt haben. Zwei Flaggenreihen markieren die Brücken- und die Ankerlinie der 50-Tonnen-Pontonbrücke, die hier innerhalb weniger Stunden entstehen soll. Kaum haben die Kraftfahrer ihre G 5 nebeneinander eingeordnet, da sind sie schon an der Seite der Pioniere, die die Pontons zum Abwerfen vorbereiten. Jede Hand wird gebraucht, jede Minute ist kostbar. Je früher die Brücke steht, um so schneller können die Truppenteile im Gefecht an das gegnerische Ufer gelangen und die mit Amphibienfahrzeugen und Sturmbooten übergesetzten Einheiten wirksam unterstützen. Damit sichern die Pioniere den vordringenden Truppenteilen ein hohes Angriffstempo.

Auf den Pontonfahrzeugen der Gruppe Preußer sind die Arbeiten beim Umbolzen der Träger fast abgeschlossen. Schnell und sicher verrichten die Genossen die notwendigen Handgriffe. Es ist nicht das erste Mal, daß Unterfeldwebel Preußer und seine Pioniere beim Umbolzen mit Rekordzeiten aufwarten. „Bis zur Übung jeden Tag eine Minute weniger!" Das hatten sie sich vorgenommen – und erreicht. Das erste Pontonfahrzeug, das zur Abwurfstelle rollt, ist ein G 5 der Gruppe Preußer. Langsam rückwärts fahrend nähert es sich dem Fluß. Die Verspannung des Pontons ist gelöst. „Ponton marsch!" Genosse Hederich, der Fahrer des G 5, gibt Gas und bremst den Wagen unmittelbar am Flußufer scharf ab. Klatschend schlägt der Ponton auf das Wasser, von den Halteleinen gegen die starke Strömung gesichert. Sofort, nachdem die Fahrzeuge ihrer Gruppe entladen sind, beginnen die Pioniere die Vorder- und Mittelteile zu Ganzpontons zusammenzukoppeln.

Flußaufwärts nähert sich ein Schwimmwagen. Er trägt die weiße Flagge des Rettungsdienstes. Zur Verhütung von Unfällen sind umfangreiche Vorkehrungen getroffen. Jeder Angehörige der Kompanie wurde über das Verhalten an der Übersetzstelle belehrt und mit den Signalen des Rettungsdienstes bekanntgemacht. Außer den Rettungsfahrzeugen liegen zahlreiche Rettungsgeräte für einen eventuellen Einsatz bereit. So ist selbst bei einem Brückenschlag über einen Hochwasser führenden Fluß ein Höchstmaß an Sicherheit gewahrt.





Sofort nach dem Eintreffen der Pontonfahrzeuge am Ufer bereiten die Pioniere das Brückengerät zum Entladen vor. Jede Minute ist kostbar.



Von einem Bugsierboot wird die Fähre in die Brückenlinie geschleppt, mit den anderen Brückengliedern verbunden und durch Anker gegen die Strömung gesichert.

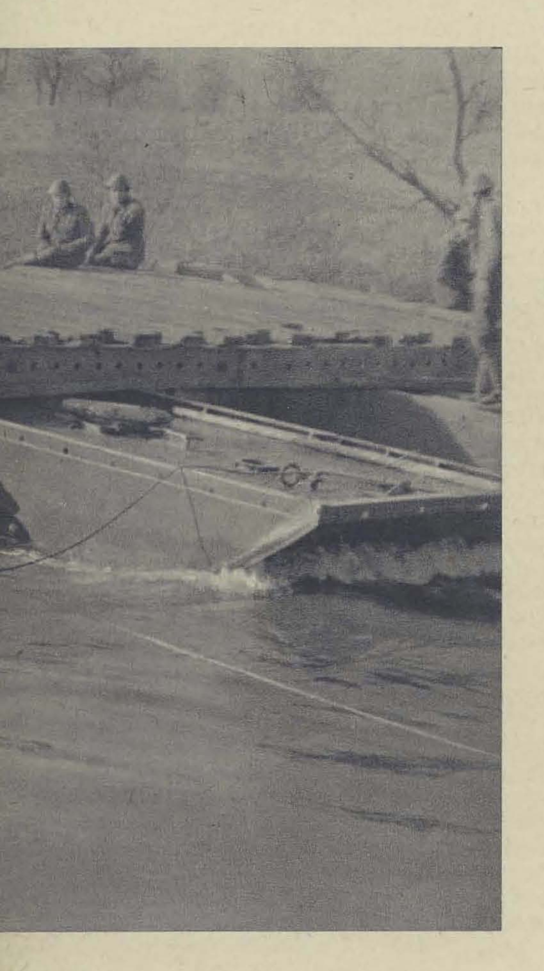
Der Bau der Brückenfähren und der Landstrecken geht zügig voran. Die Gruppe Preußer hat ihren Vorsprung gegenüber den anderen Bautrupps noch vergrößern können. Ebenso wie Unterfeldwebel Preußer sind die Gefreiten Benschke, Wilczek, Wündrich und Großmann erfahrene Pioniere. Ihnen ist es schon zur Gewohnheit geworden, ständig nach Wegen zu suchen, wie man diese und jene Tätigkeit schneller verrichten könnte. „Arbeit mit Köpfchen", nennt es Gefreiter Wündrich, der Hauer von der Wismut. Ihre Kniffe sind durchaus keine Geheimnisse. Für die „Neuen" brachten sie an den Stellen, die durch Bolzen verbunden werden, weiße Farbstriche an. Der Erfolg: Die jungen Genossen fanden sich besser zurecht. Diese kleine Hilfe erwies sich auch bei der Nachtausbildung als vorteilhaft. Und noch einen Tip haben sie für die jungen Genossen parat. Es ist vielleicht die wichtigste Erfahrung ihrer ganzen Dienstzeit: Wer zeit- und kräftesparend arbeiten will, muß Ordnung halten am Arbeitsplatz, in diesem Falle auf dem Ponton. Hier beim Brückenschlag münzen sich diese Erfahrungen in Minuten um.

Schon schleppt das Bugsierboot die letzte Fähre in die Brückenlinie. Gemeinsam mit den Pionieren anderer Bautrupps legt die Gruppe Preußer nochmals Hand bei der Fertigstellung des Oberbaues an. Dann ist es soweit. Die Pioniere besetzen die Anker. Die Brücke ist für den Verkehr freigegeben. *F. Haubert*





Gruppenführer Unterfeldwebel Preußer (vorn): Eine gute Ordnung auf den Pontons ist das A und O unserer Erfolge in der Ausbildung.







Es ist geschafft! Der Brückenkommandant hat die Brücke für den Verkehr freigegeben. Schon rollen die ersten Fahrzeuge heran.

Fröstelnd tritt Wachtmeister Martin von einem Fuß auf den anderen. Für eine Augustnacht ist es entschieden zu kühl. Einen Augenblick lang denkt der junge Transportpolizist daran, daß es doch viel schöner wäre, jetzt im molligwarmen Bett zu liegen, statt an dieser Eisenbahnbrücke Wache zu halten. Langsam steigt er über die Gleise, tritt an das niedrige Brückengeländer, läßt seinen Blick über die mondlichtüberflutete Straße wandern.
„Seit dem 13. August müssen wir mit verstärkter Diversionstätigkeit des Gegners rechnen", hatte Unterleutnant Stein gesagt. „Das erfordert noch mehr Wachsamkeit." Genosse Martin zweifelt nicht daran, daß das stimmt. Doch es ist nicht leicht, immer wieder die Sinne anzuspannen, daß man es in den Ohren rauschen hört, während sich dort unten nichts, absolut nichts rührt. Gestern ist



Der Irrtum

Nach Tatsachen gestaltet von GERHARD BERCHERT

wenigstens mal ein streunender Hund vorübergetrottet.
Ein Blick auf die Uhr: In drei Minuten ist ein Güterzug fällig; sozusagen eine legale Unterbrechung dieser unangenehmen Eintönigkeit. Doch es scheint noch eine Ewigkeit zu dauern, bis es endlich soweit ist. Wieder ein Blick auf die Uhr: Es waren nur zweieinhalb Minuten.
Jetzt ist die schwere Lokomotive heran. ‚Güterzuglok der Baureihe 52, von 6 Achsen 5 gekoppelt, 15 Tonnen Achsdruck', registriert der Wachtmeister automatisch. Sekunden später ertappt er sich beim Zählen der vorüberrollenden Güterwagen. Kopfschüttelnd will er sich abwenden — da kommt etwas auf ihn zu, etwas so Ungeheuerliches, daß er beinahe zu träumen glaubt:
Eine mit weißer Kreide an einen Waggon geschmierte faschistische Hetzlosung.
Wachtmeister Martin ist noch jung. Er kennt die Zeit des Faschismus nicht mehr aus eigenem Erleben. Doch er weiß, daß es eine solche furchtbare Zeit in unserer Republik niemals wieder geben darf und niemals wieder geben wird. Dafür will er schon sorgen helfen.
Und während er noch über das Streckennetz seine Beobachtung meldet, wandern seine Blicke schon wieder aufmerksam über das benachbarte Gelände.

Steinchen für Steinchen

„Genosse Major, die ersten Ermittlungen haben ergeben", meldet Leutnant der Volkspolizei Schubert seinem Abschnitts-Leiter, „daß die in den letzten Tagen an Personen- und Güterwagen festgestellten Hetzschmierereien im Raum zwischen W. und S. ihren Ursprung haben müssen. Sie wurden ausschließlich in diesem Raum bemerkt. Aus Westdeutschland können sie diesmal nicht stammen, da die Genossen vom AZKW bereits auf den Grenzbahnhöfen alle eingeschleusten Hetzlosungen und faschistischen Symbole beseitigen. Darf ich Ihnen nun den von mir ausgearbeiteten Kontrollplan vorlegen?"
Der Plan scheint zunächst ganz einfach zu sein. Auf jedem der vier in Frage kommenden Bahnhöfe werden zwei bis drei Genossen eingesetzt, die jeden Zug nach der Einfahrt und vor der Ausfahrt kontrollieren. Nur so kann der Ursprung der Schmierereien entdeckt und der Kreis der Verdächtigen eingeengt werden.
Doch der Major weiß ebensogut wie der Leutnant, daß dieser Plan nicht ohne Schwierigkeiten durchzuführen ist. Güterzüge bestehen oft aus mehr als fünfzig Wagen. Die Züge müssen sorgsam, aber auch schnell kontrolliert werden, denn da ist ja noch der festgelegte Fahrplan. Außerdem ist die Zusammenarbeit mit den Kriminaltechnikern, mit den Volkspolizeikreisämtern und mit den freiwilligen Helfern zu organisieren. Die Arbeit mit den freiwilligen Helfern ist besonders wichtig. Ihnen verdanken die Genossen der Volkspolizei oft wesentliche Hinweise.
Und dabei muß alles so in die Wege geleitet und durchgeführt werden, daß der oder die Täter nichts merken und sich weiterhin in Sicherheit wiegen.
„Viel Erfolg, Genosse Leutnant!" sagt der Major. „Ich bin jederzeit für Sie zu erreichen."
Tage später bringt die mühselige, größte Ausdauer erfordernde Kleinarbeit ersten Erfolg. Es steht fest, daß alle Schmierereien von ein- und derselben Hand angebracht wurden; es steht weiterhin fest, daß der Verbrecher sein schmutziges Handwerk auf dem Bahnhof in H. betreibt.

Die Säge im Haus ...

Seufzend greift Hauptwachtmeister Fink zur nächsten Personalakte des Bahnhofs H. Zehn Stück hat er sorgfältig durchgesehen, hat auch die handgeschriebenen Lebensläufe mit den Fotokopien der Tatschriften verglichen. So an die zig Akten müssen aber noch gesichtet werden.
‚Da kann ich ja ewig zubringen', denkt er. Mechanisch tasten seine Finger nach der Zigarettenschachtel, nach den Streichhölzern. Sein Gehirn sucht wieder und wieder nach einem anderen, einem zeitsparenderen Weg.
Zum fünften oder sechsten Male studiert er die Berichte und Meldungen der Volkspolizisten und freiwilligen Helfer, die Aussagen von Eisenbahnern, vergleicht er die Angaben über Ort und Zeit der festgestellten Schmierereien, versucht er ein System hineinzubringen. Es läßt sich aber kein System finden. Der Täter hat zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Rangierabschnitten sein Unwesen getrieben.
Hauptwachtmeister Fink liebt seinen Beruf, und er weiß, daß sich die aufgewandte Mühe früher



Zeichnung: Paul Klimpke

oder später lohnen wird. Also greift er wieder zur Personalakte, doch da durchzuckte ihn der erlösende Gedanke. Natürlich, andersherum muß man anfangen. Er schlägt sich verwundert an die Stirn: ‚Daß ich da nicht gleich draufgekommen bin.'

Eine knappe Stunde später weiß Genosse Fink, wann welche Brigade wo auf dem Bahnhof gearbeitet hat. Mit einem Schlage verlieren die Schmierereien einen Teil ihrer Anonymität. Ganz klar läßt sich jetzt erkennen, der Täter ist in der Brigade E. zu suchen.

Mit Feuereifer macht sich der Hauptwachtmeister über die entsprechenden Personalunterlagen. Das sind nur noch elf Akten.

‚Kinderspiel', denkt er. Da sind der Rangiermeister, der Rangierleiter, einige Rangierer und Wagenmeister, schließlich noch die Güterbahnhofaufsicht.

Als er sich aber durch die Akten hindurchgewühlt hat, ist sein Gesicht wieder sehr nachdenklich — vielleicht sogar etwas enttäuscht.

Freilich, in der Brigade arbeiten zwar einige ehemalige Mitglieder der NSDAP bzw. anderer faschistischer Organisationen. Doch das besagt noch gar nichts. Ihre Beurteilungen sind nicht schlecht, und die Auskünfte, die er daraufhin einzieht, ergeben auch keine besonderen Anhaltspunkte. Da ist zum Beispiel der Rangierleiter Becker. Ein ruhiger, zurückhaltender Mann, FDGB-Mitglied, tritt gesellschaftlich nicht sonderlich in Erscheinung, ist jedoch ein guter Arbeiter, fehlte niemals unentschuldigt. Da sind der Rangierer Franzke und der Wagenmeister Albrecht. Bei beiden verhält es sich ähnlich. Unbescholtene Leute, keiner vorbestraft.

Der Schriftvergleich hat auch nichts rechtes ergeben. Es sind zwar bei zwei oder drei Brigademitgliedern Ähnlichkeiten vorhanden, doch die Tatschriften sind zu flüchtig geschmiert worden, um in den sorgfältiger geschriebenen Lebensläufen ohne weiteres die gleiche Hand erkennen zu lassen.

Hier kann also nur die exakte wissenschaftliche Untersuchung beim KTI weiterhelfen.

Daß der Täter nur in dieser Brigade zu suchen ist, daran ist Genosse Fink immer noch zu fast hundert Prozent überzeugt. Doch der Mann muß sich gut getarnt haben und seine faschistische Gesinnung vor den Arbeitskollegen vorsichtig verborgen halten.

Als in diesem Augenblick Leutnant Schubert ins Zimmer tritt, erhebt sich der Hauptwachtmeister, um dem Vorgesetzten das Ergebnis seiner Arbeit zu melden. Doch der winkt ab. „Später!" sagt er. „Betrachten wir uns erst einmal das hier." Mit diesen Worten beginnt er ein flaches, längliches Paket auszuwickeln. Zum Vorschein kommt ein Stück von einem Brett. Da Fink den Leutnant fragend anblickt, fügt dieser erläuternd hinzu: „Ich habe es in der Bahnhofstoilette herausgesägt."

Auf dem Brett wird zum Mord an SED-Mitgliedern aufgerufen. Haßgesänge eines skrupellosen Verbrechers.

Wie gebannt blickt der Hauptwachtmeister auf das Brett. Die Buchstaben sind mit Kopierstift sauber gemalt. Diesmal hat sich der Verbrecher offensichtlich Zeit gelassen. Hastig fischt Fink drei, vier Akten aus dem vor ihm liegenden Stapel; blättert sie durch und legt sie wieder weg — bis auf eine, die er dem Leutnant gibt.

Blitzschnell hat Schubert begriffen und blitzschnell handelt er auch, nachdem ihm klar wird, daß Fink recht hat.

Haß und Feigheit wechseln im Gesicht des Festgenommenen, als er zur Vernehmung geführt wird. Es ist der Rangierleiter Becker, der „ruhige Mann" und „zuverlässige Arbeiter", der seine verbrecherische Gesinnung so lange versteckte, bis er seinen Zeitpunkt für gekommen hielt. Und dieser Zeitpunkt war für ihn der 13. August 1961.

„Ich glaubte, die Amerikaner würden eingreifen", sagt er, als er sieht, daß es nichts zu leugnen gibt. „Ich dachte, man könnte jetzt die Regierung stürzen, um auch hier wieder zur Macht zu kommen, wie in Westdeutschland."

Er dachte und glaubte, was RIAS prophezeite.

„Irrtum!" sagt Leutnant Schubert. „Abführen!"

(Alle vorkommenden Namen sind frei erfunden.)

So überdauert ein Grundgedanke die Zeitläufte: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan", schwärmte einst Johann Wolfgang Goethe ausgangs des achtzehnten Jahrhunderts. Der Sozialist August Bebel gab ihm hundert Jahre später recht, als er nachdenklich und ein wenig wehmütig philosophierte: „Hätte das Ewigweibliche öfter über mein Geschick zu entscheiden gehabt, ich glaube, ich wäre manchmal besser davongekommen." Und schließlich übertrug der Schriftsteller F. C. Weißkopf jene klassische Erkenntnis in ihre modern-konkrete Form, wenn er, aus dem Allgemeinbegriff des Ewigweiblichen das Attribut Zärtlichkeit herauslösend, den folgenden Vergleich zog: „Zärtlichkeit gehört einfach zum Leben, zum angenehmen Leben wie Kino und Radio und Wochenendausflüge und nette Schlager und ein bißchen Tanzen und ein gutes Essen und breite Betten."

ber und Kostverächter gehalten zu werden, muß ich hier dennoch dem *Unteroffizier Konrad Erks (24)* beipflichten und seinen Protestruf unterstützen: „So sollte es eben nicht mehr weitergehen! Was wir brauchen, das sind keine Schmetterlinge der Liebe, sondern Soldaten, die ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht moralisch sauber und gesund gestalten!"
Nun läßt sich allerdings über solche Begriffe streiten. *Kanonier Roland Berger (18)* tut es auch. „Ich fühle mich beileibe nicht als Casanova oder Don Juan", erzählt er. „Andererseits aber auch nicht als Mönch oder Eunuche. Das Soldatenleben bringt es doch mit sich, daß man heute dieses und morgen jenes Mädel kennenlernt. Und soll ich etwa mit achtzehn Jahren schon heiraten, womöglich gleich das erste Mädel, mit dem ich zufällig tanzen gegangen bin?"

Die aktuelle Umfrage

Andere Städtchen – andere Mädchen?

Last but not least hat also — wer von uns wollte das verhehlen? — das Ewigweibliche in all den Zeitläuften nichts von seinem bestrickenden Reiz und seiner magischen Anziehungskraft verloren. (Was sich gewiß auch in diesem Wonnemonat Mai, bringt er uns nicht einen allzu feuchten Waldboden und allzu nasse Wiesen, wieder in etlichen „Nachfolgeerscheinungen" bemerkbar machen dürfte!) Und so erscheint es mir durchaus opportun, diesem Thema eine aktuelle Umfrage im Magazin des Soldaten zu widmen — zumal, wie *Oberleutnant Werner Hasenbrock (28)* diskret andeutet, „manche Genossen sich zum Ewigweiblichen mitunter etwas zu magnetisch angezogen fühlen, so daß sie hinterher nicht wissen, für welches ‚Konkretum' sie sich entscheiden sollen".
„Nennen wir die Dinge doch beim Namen", wirft *Flieger Hans-Otto Neumann (20) ein.* „Verschiedene Genossen flattern eben von einer zur anderen, kosten hier ein bißchen und dort ein bißchen, gerade wie es ihnen gefällt. Und wenn ihnen die Frucht nicht mehr süß und wohlschmeckend genug ist, suchen sie sich einfach eine neue. Das Spiel beginnt von vorn, und so geht es weiter und immer weiter . . ."
Selbst auf die Gefahr hin, für einen Spielverder-

Keineswegs.
„Natürlich lernt man in diesem Alter viele Menschen kennen", bestätigt die *Schauspielerin Christine Laszar.* „Aber mit achtzehn oder neunzehn Jahren ist der Mensch ja noch gar nicht ausgereift; selbst rein körperlich befindet er sich noch in der Entwicklung. Und deshalb wäre es in den meisten Fällen sicherlich sehr unklug und unüberlegt, sofort eine feste Bindung fürs Leben einzugehen."
Trotz dieses eindeutigen und unmißverständlichen Ratschlags gibt es allerdings auch recht seltsame Schlußfolgerungen, die einige Genossen daraus ziehen.
„Selbstverständlich", sagt *Kanonier Lothar Schneidewind (23)*, „soll man die Jugend genießen." Fragt sich nur, in welchen Dimensionen und in welcher Art. „Na, indem man jede Gelegenheit nutzt und alles abschießt, was vor die Feuerlinie kommt", erklärt zynisch-frech *Funker Harald Salzmann (19)*, während *Unterfeldwebel Klaus Tott (22)* die Theorie vertritt, jeder Jugendliche müsse sich erst einmal „austoben" und „Erfahrungen" sammeln, ehe er daran denken darf, sich zu verloben und zu heiraten. Unter diesem Aspekt steht er auch zu dem Motto von den anderen Städtchen, in welchen die anderen so verführerischen Mädchen winken.



Ein weiterer Anhänger des „Austobens“ ist *Gefreiter Manfred Seidel (20).* „Allerdings nur, wenn es in erträglichen Grenzen bleibt“, schränkt er wohlweislich ein. *Feldwebel Wierschke (22)* dagegen behauptet: „Sich vor der Ehe ‚Erfahrungen‘ zu holen und ‚auszutoben‘ ist Quatsch!“
Dazu sei eine bescheidene Frage gestattet: Ist das nicht ein bißchen zu absolut formuliert?
Obermatrose Günter Wallner (20) tritt jedenfalls dafür ein, etwas mehr Toleranz zu üben. „Die Zeit, in der ein verrückter Sittenkodex verlangte, daß Mann und Frau bis zur Hochzeitsnacht unberührt bleiben müßten, ist doch wohl vorbei“, argumentiert er überzeugend. „Wie oft kommt es heutzutage vor, daß zwei junge Menschen Gefallen aneinander finden und es infolgedessen eben nicht nur beim zärtlichen Kuß vor der Haustür bleibt – wohlgemerkt, ohne daß gleich geheiratet wird und ohne daß diese Absicht in vielen Fällen überhaupt besteht. Muß denn dahinter nun immer die abgrundtiefste Schlechtigkeit stecken? Ist das nicht ein ganz natürlicher Vorgang? Schließlich fühlen sich die Geschlechter doch nicht dadurch angezogen, daß das Mädchen lange und der Junge kurze Haare hat oder das Mädel eine helle und der Junge eine dunkle Stimme! Ich bin einverstanden damit, daß man nicht unüberlegt handeln und nicht nur begierig nach dem sexuellen Erlebnis, nach der geschlechtlichen Befriedigung geilen soll. Das widerspricht den Grundsätzen der sozialistischen Moral. Aber jedes Verhältnis, das – wenn auch nur zeitweise – einer echten Zuneigung entspringt, ist meines Erachtens nicht verwerflich; immer bedacht natürlich, daß beide Partner ungebunden sind.“

Ein Junggeselle ist ein Mann, der mit einer Frau überall hingeht, nur nicht aufs Standesamt.

Robert Schumann



„Warum haben die hübschen Frauen so viel mehr Erfolg bei den Männern als die klugen Frauen?“ fragte jemand die Frau von Stael. „Sehr einfach“, erwiderte sie. „Wenige Männer sind blind, aber es gibt so viele dumme!“



Die Männer von heute haben keine Geduld. Sie möchten das Finale vor die Ouvertüre setzen.



Die Liebe leiht ihren Namen einer unendlichen Menge von Verhältnissen, an denen sie nicht mehr Anteil hat als der Doge an dem, was zu Venedig geschieht.

La Rochefoucauld



Die Blume der Freundschaft, alle Liebe erkrankt, wird matt, wenn sie mit dem Wasser allzu großer Nähe gespeist wird.

Erwin Strittmatter



Hören wir noch, was der aus vielen Fernsehspielen und dem Jugendfernsehen bekannte *Schauspieler Hans-Edgar Stecher* dazu zu sagen weiß: „Ich glaube“, betont er, „daß es vor allem darauf ankommt, sich nicht zu verplempern. Ohne in übertriebener Prüderie zu machen, aber Lebenserfahrung im eigentlichen Sinne erwirbt man in keinem Falle dadurch, daß man eine Mindestzahl vielfältiger und möglichst erregender Bettgeschichten hinter sich hat.“
„Hinzu kommt noch“, erklärt *Oberleutnant des Medizinischen Dienstes Segler (26)*, „daß sich zuviel flüchtige Mädchenbekanntschaften schädlich auswirken. Der junge Mensch wird unausgeglichen, launisch und nervös. Als Soldat ist dann seine exakte Dienstdurchführung gefährdet. Übrigens sind manche Genossen noch der irrigen Meinung, daß der Mann grundsätzlich mehr Verkehr brauche als die Frau. Das stimmt nicht. Es gibt weder eine zeitliche Begrenzung, was die Häufigkeit anbetrifft, noch was die längere Aussetzung angeht. Naturgemäß ist allerdings der Mann,

was die Annäherung betrifft, der aktivere Teil. Das berechtigt ihn jedoch nicht, mehr zu beanspruchen und jede Woche eine andere zu lieben." Vergleichsweise könnte man sagen, daß nunmehr die Diagnose gestellt ist.
Und das Rezept?
„Eine feste Freundin", empfiehlt *Gefreiter Dobrzinski (19)* und führt folgende Begründung an: „Hat man keine, wechselt man zu oft."
Hat man aber nun eine feste Freundin daheim und sie ist weit weg — was dann?
„Dann wird's kritisch", orakelt *Unteroffizier Karl Brandtmeier (25)*. „Die Versuchungen in der Garnisonstadt sind ganz schön groß." — „Trotzdem muß man treu bleiben", entgegnet *Gefreiter Günter Tiedtke (20)*, „denn das Mädel verläßt sich doch darauf!"
Für die Treue ist auch *Soldat Alo Dürrkopp (18)*, wenngleich er meint: „Ein ‚Bratkartoffelverhältnis' müßte schon erlaubt sein; zu Hause die Freundin braucht's ja nicht zu wissen, und was man nicht weiß, macht einen nicht heiß."
„Man muß großzügig sein", antwortet *Gefreiter Urbanczyk (20)*. „Ein kleiner Flirt tut der Liebe keinen Abbruch. Weiter darf's natürlich nicht gehen . . ."
Und wie stellt sich die holde Weiblichkeit zu dieser delikaten Frage?
„Ich gebe mich keinen übertriebenen Hoffnungen hin", resigniert *Heldrun Karstens (19)*. „Den Jungen ist doch nicht zu trauen. Sehen sie woanders eine, die ihnen besser gefällt, haben sie das Mädel zu Hause gleich vergessen." *Carola Sitting (17)* ist nicht so pessimistisch, sondern genau gegenteiliger Ansicht: „Mein Freund ist seit einem halben Jahr bei der Armee. Wir haben besprochen, daß alles so bleibt wie vorher. Er schreibt mir regelmäßig und ich ihm auch. Wir haben uns immer soviel zu sagen, daß gar keine Zeit übrig bleibt, um auf dumme Gedanken zu kommen. Tanzen und ausgehen tun wir nur gemeinsam, wenn er Urlaub hat."
„Beide Teile", so behauptet *Ursel Grabner (20)*, „sollten sich, solange sie getrennt sind, von jeglichen Vergnügungen zurückhalten. Allein auf den Tanzboden oder zu anderen Veranstaltungen gehen, bringt nichts ein. Dafür ist später noch Zeit, wenn beide wieder ständig zusammen sind."
Flagge auf halbmast also?
„Irrsinn ist das!" erwidert *Stabsgefreiter Robert Kindt (22)*. Und *Gefreiter Jürgen Esnault (20)* assistiert ihm, wenn er erklärt: „Es ist doch Unsinn, wenn jemand glaubt, er müsse seine Treue damit beweisen, daß er auf der Stube hockt und Trübsal bläst. Bitte schön, ich bin verlobt. Trotzdem gehe ich hin und wieder mit meinen Stubenkameraden aus; ins Kino, ein Bier trinken oder Skat spielen. Solcher Gruppenausgang ist eine feine Sache."
Ein klärendes Wort vielleicht noch an die ein wenig besorgten, zweifelnden Gemüter. Es kommt aus dem Munde der bekannten *Filmschauspielerin Christel Bodenstein*; sie erinnert, daß es stets auf das Verhältnis ankommt, welches Freund und Freundin zueinander haben. „Haben sie sich von Herzen gern und vertrauen sie einander voll und ganz, so braucht wohl keiner von beiden irgendwelche Bedenken haben, wenn der andere mal allein ausgeht. Sind beide von sauberem, ehrlichem und moralisch gefestigtem Charakter, dann halten sie auch zusammen und bleiben sich, trotz mancher Anfechtungen, die es sicher auf beiden Seiten geben mag, treu. Auf jeden Fall wird diese Zeit der Trennung eine Bewährungsprobe für beide sein, die sie sowohl zusammen wie jeder für sich bestehen müssen."
Wenn ich an dieser Stelle zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren darf, so kann mit Fug und Recht ruhig noch einmal betont werden, daß das Ewigweibliche in all den Zeitläuften, da Goethe es bedichtete, nichts von seinem bestrickenden Reiz und seiner magischen Anziehungskraft verloren hat. Indes, etwas anderes hat sich gewandelt: Die „Ordnung der Geschlechtsverhältnisse", wie Friedrich Engels es einst nannte. Wohl konnte er damals, vor fast hundert Jahren, noch nicht im Detail voraussagen, wie sie sich „nach der Wegfegung der kapitalistischen Produktion" gestalten werde. „Das wird sich entscheiden", schrieb er, „wenn ein neues Geschlecht herangewachsen sein wird: ein Geschlecht von Männern, die nie in ihrem Leben in den Fall gekommen sind, für Geld oder andere soziale Machtmittel die Preisgebung einer Frau zu erkaufen, und von Frauen, die nie in den Fall gekommen sind, weder aus irgendwelchen anderen Rücksichten als wirklicher Liebe sich einem Mann hinzugeben, noch dem Geliebten die Hingabe zu verweigern aus Furcht vor den ökonomischen Folgen. Wenn diese Leute da sind, werden sie sich den Teufel darum scheren, was man heute glaubt, daß sie tun sollen; sie werden sich ihre eigene Praxis und ihre danach abgemessene öffentliche Meinung über die Praxis jedes einzelnen selbst machen."
Diese Zeit, von der Friedrich Engels vor knapp einem Jahrhundert sprach, ist nun da. Und so ist es parallel damit zur Aufgabe des Tages geworden, eben jene sozialistische Praxis des Liebeslebens und die öffentliche Meinung darüber „selbst zu machen". Das aber tun wir heute — zu einem kleinen, ganz bescheidenen Teil auch in dieser Umfrage.
„Genügt das jedoch?" fragte *Soldat Hansgerd Riebauer (19)* und verneint es, wenn er fordert: „Probleme dieser Art müßten vor allem in den Veranstaltungen der FDJ öfter diskutiert werden. Aber, bitte, nicht tausendfach verklausuliert, sondern sachlich und in aller Offenheit!"
Das scheint mir gleichfalls notwendig, denn — um noch einmal mit den Worten von Friedrich Engels zu sprechen — „es wird nachgerade Zeit, daß wenigstens die deutschen Arbeiter sich gewöhnen, von Dingen, die sie täglich oder nächtlich selbst treiben, von natürlichen, unentbehrlichen und äußerst vergnüglichen Dingen ebenso unbefangen zu sprechen wie die romanischen Völker, wie Homer und Plato, wie Horaz und Juvenal, wie das Alte Testament und die ‚Neue Rheinische Zeitung'."

Ihr
Karl Heinz Freitag

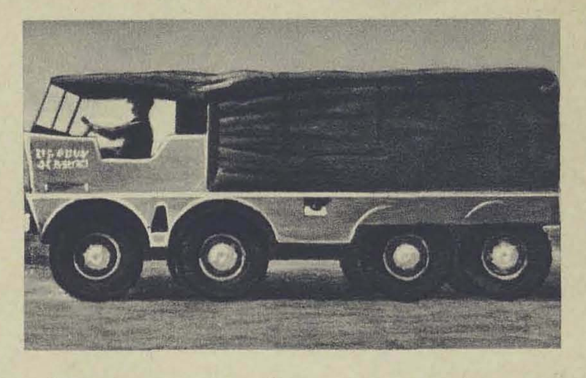


MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Neue Elektronengeräte

Demnächst wird in der UdSSR die Serienproduktion mehrerer elektronischer Rechenmaschinen mit verbesserter Leistung aufgenommen.
Für die Lösung wissenschaftlicher und technischer Aufgaben ist das heute schon häufig benutzte Elektronengerät „Minsk-I" bestimmt. In Jerewan wurde eine Universal-Rechenmaschine „Rasdan-2" auf Halbleiterbasis entwickelt. Das verhältnismäßig kleine Gerät führt 5000 Rechenoperationen in der Sekunde aus.
Elektronengeräte werden immer häufiger bei der Automatisierung der Produktion eingesetzt. Auch im Militärwesen werden in zunehmendem Maße neue Mittel zur Führung der Truppen, darunter elektronische Rechenmaschinen, eingesetzt.

US-Schwimm-LKW



Im Detroit-Arsenal steht zur Zeit ein Schwimm-LKW für die US-Army in Erprobung, mit dem neuartige Methoden zur Erreichung der Schwimmfähigkeit von Kraftfahrzeugen untersucht werden. Der 5-t-Achtrad-LKW, seine Bezeichnung ist XM-521, hat einen luftgekühlten Motor. Im Wasser wird er mit Schrauben angetrieben. Der Auftrieb des Fahrzeuges wird mittels



Hohlhaftladung 1687

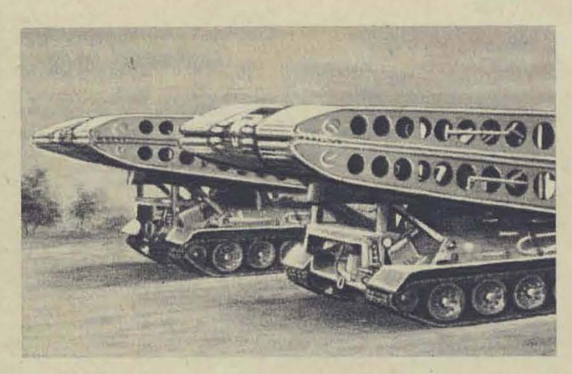
Einen interessanten Beitrag zu unserer Rubrik „Anno Tobak" stellte uns Herr K. Breske, der sich in seiner Freizeit mit Waffenkunde beschäftigt, zur Verfügung. Wir bringen unseren Lesern den Beitrag im wesentlichen zur Kenntnis.
Haben Sie z. B. gewußt, daß die moderne Hohlhaftladung eigentlich eine ganz alte Erfindung ist? In einem Buch, das der Artilleriehauptmann Ernst Braun im Jahre 1687 drucken ließ, findet man neben einer Fülle waffentechnischer Erfindungen auch die Beschreibung eines Sprengkörpers, den man damals „Petarde" nannte.
Das war eine starkwandige Glocke, die ausdrücklich aus bestem Metall gegossen sein mußte, damit sie nicht zersprang. Der trichterförmige Innenraum wurde mit besonders kräftigem Pulver gefüllt und die weite Öffnung wasserdicht mit einem Holzbrett verschlossen. Dieses schwere Ding wurde nachts unter Feuerschutz anderer Soldaten vom „Petardirer" und seinen Gehilfen mittels Stangen und Nägeln mit der Brettseite an das Tor oder die Mauer der belagerten Stadt geheftet und durch eine lange Lunte gezündet. Man kann sich vorstellen, welch gewaltiges Loch durch diese Ladung entstand. Die Petarde blieb dabei ganz oder sollte es wenigstens bleiben. Aufbau, Wirkungsweise und Zweck waren bei der Petarde im Prinzip das gleiche wie bei der heutigen Hohlhaftladung.
Eine besonders raffinierte Abart waren die Petarden für Schiffe. Hierbei wurde im Innern der Petarde noch eine einfache Zündvorrichtung nach Art der Feuerzeuge eingebaut, die durch eine Stoßstange betätigt wurde. Diese ragte unten ein Stück aus dem Holz- oder Bleiboden heraus. Eine solche Teufelsmaschine hängte man genau wie eine Kirchenglocke an das äußerste Ende der Rahe eines Segelschiffes. Wenn im Gefecht ein feindliches Kriegsschiff entern wollte und so nahe herankam, daß die Petarde über dem Deck des Angreifers hing, wurde das Haltetau gekappt, und die schwere Glocke sauste auf das Holzdeck, wobei die Stoßstange die Zündung betätigte.



Leichtmetall-Hohlwänden und einer schaumgummiartigen Masse, aus denen die Karosserie besteht, erreicht. Damit soll der LKW unsinkbar sein, auch wenn er zerschossen wird und voll Wasser läuft.

Segelflugzeuge aus Aluminium

Neue Wege beim Bau von Segelflugzeugen beschritten ungarische Konstrukteure. Nach einem Patent des Ingenieurs Ernö Rubik konstruierten die Instrumentenwerke in Estergom Aluminium-Segelflugzeuge, die 30 Prozent leichter und rund 40 Prozent billiger als Segelflugzeuge in Holzbauweise sind. Die ersten Baumuster haben sich bereits gut bewährt. Noch in diesem Jahr soll die Serienfabrikation aufgenommen werden. Als erstes sollen 44 Schulflugzeuge mit Doppelsteuerung produziert werden.



Die tschechoslowakische Volksarmee verfügt seit einiger Zeit über einen Brückenlegepanzer auf der Basis des T-34. Der Panzer entspricht den modernen Anforderungen und hat sich bei Übungen bestens bewährt.

Finnisches Einheits-MG

Die MG-Bewaffnung der finnischen Armee ist durch ein neues Einheits-MG finnischer Konstruktion modernisiert worden. Bisher bestand die MG-Bewaffnung aus dem wassergekühlten sMG Maxim, Modell 1932, und dem luftgekühlten IMG Lahti-Saloranto, Modell 1926.

Beton wird zerschnitten

Seit einiger Zeit wird in der Sowjetunion eine sogenannte thermoreaktive Vorrichtung zum Schneiden von Beton erfolgreich angewendet. Durch Verbrennung von Petroleum in einem Sauerstoffstrom wird ein heißer Gasstrahl erzeugt, der mit Überschallgeschwindigkeit durch eine Düse tritt. Seine hohe Temperatur – rund 3000 °C – läßt den Beton regelrecht schmelzen. Betonplatten und -teile können so in kürzester Zeit auf alle Abmessungen beschnitten werden. Die Schnittgeschwindigkeit dieser neuen Vorrichtung beträgt etwa 5 bis 8 m/h.

Buchecke

Ein Buch entschied die Wette

Soldat Kwiering wettete leidenschaftlich gern. Jedes seiner Wettangebote verhieß dem Wettpartner nahezu todsicheren Gewinn. Trotzdem gewann Kwiering mit einer fast gesetzmäßigen Regelmäßigkeit. Ging nämlich jemand auf eines seiner verlockenden Angebote ein, so formulierte er mit großem Geschick Zusatzbedingungen, die die Gewinnchancen genau umkehrten.
Doch seit einiger Zeit wettet Kwiering nicht mehr. Er wirbt Leser für ein Büchlein, das ihn vor einem großen Verlust bewahrte. Das kam so:
Kwiering verkündete eines Abends, er zahle demjenigen tausend Mark, der mit einer MPi auf fünfzig Meter Entfernung mit fünf Schuß auf eine Zehnerringscheibe zwanzig Ringe erzielt. Wer die zwanzig Ringe nicht schaffe, brauche ihm nur zehn Mark zu geben. Alle wollten mithalten. Nur der beste Schütze des Bataillons, Soldat Korn, schwieg. Als aber Kwiering dann mit seinen Zusatzbedingungen herausrückte, wurde es wieder ruhiger. Seine Zusatzbedingungen lauteten: Die Wette soll in stockfinsterer Nacht ausgetragen werden, der Schütze soll so auf den Schießplatz geführt werden, daß er sich nicht orientieren kann. Ihm wird auch nicht verraten, wo die Scheibe steht.
Als Soldat Korn sah, daß sich niemand mehr für die Wette interessierte, ging er langsam auf Kwiering zu und sagte zu aller Überraschung:
„Topp! Ich mache mit – allerdings auch unter Zusatzbedingungen: Erstens: Du mußt innerhalb einer Woche ein kleines Buch lesen.
Zweitens: Du darfst von der Wette zurücktreten – aber nur, wenn du versprichst, während deiner ganzen Armeedienstzeit nie wieder zu wetten."
Zwei Tage später gab Kwiering das Versprechen, nie wieder zu wetten. In Korns Büchlein las er nämlich, daß man ein im Dunkeln befindliches, etwa hundert bis hundertfünfzig Meter entferntes Ziel mit einem verhältnismäßig kleinen Infrarotzielgerät beleuchten kann, ohne daß ein Beobachter auch nur den geringsten Lichtschimmer wahrnimmt. Der „Gegner" wird unsichtbar „beleuchtet". Der Schütze sieht das Ziel; denn das unsichtbare „Licht", das ebenso wie das normale Licht von Gegenständen zurückgeworfen und in optischen Linsen gebrochen wird, läßt sich mittels eines Bildwandlers wieder sichtbar machen . . .
Das Büchlein gab Kwiering einen interessanten Überblick über die militärische Infrarottechnik. Er erfuhr, was unsichtbares Licht überhaupt ist, wie es erzeugt wird, wie die verschiedenen Infrarotgeräte funktionieren usw. usw.
Soldat Kwiering hat recht, wenn er seinen Genossen empfiehlt:
Lies unbedingt das kleine im Deutschen Militärverlag erschienene Büchlein:
Unsichtbares Licht – Nachtsehen. Infrarottechnik im Militärwesen. (142 Seiten mit 66 Bildern, broschiert 2,80 DM)

Peter Michalke



Rote Fahne über dem Reichstag

Diesen Bericht entnahmen wir dem Kriegstagebuch des sowjetischen Korrespondenten LEONID KOROBOW „Die letzten Salven". Die Red.

1. Mai 1945

Gestern hißten unsere Truppen die rote Fahne über dem Reichstag. Aber damit war der Kampf noch nicht beendet. Die Faschisten, die sich in den Kellern des Reichstages verschanzt hatten, setzten ihren Widerstand fort, und den ganzen ersten Mai führten unsere Soldaten, die die oberen Etagen eingenommen hatten, einen hartnäckigen Kampf. Das rote Banner, das über ihnen wehte, spornte sie an.

Zusammen mit meinen Kollegen – Militärkorrespondenten Moskauer Zeitungen – weilte ich im Bataillon des Hauptmanns Neustrojew. Diesem Bataillon und der Einheit Samsonow gebührt die Ehre, die feindliche Besatzung bezwungen zu haben.

In der Nacht des 28. April war das Bataillon Hauptmann Neustrojews über die Spree auf die Uferseite des Reichstags gesetzt. Dort eroberte es mit Unterstützung von Panzern ein Haus unmittelbar neben der Residenz Himmlers, einer der Vertrautesten Hitlers. Als dieser Stützpunkt der Hitlerleute genommen war, eröffnete sich vor dem Bataillon ein weiter, von Geschossen aufgewühlter Raum, und dahinter lag noch ein großes Gebäude. Neustrojew versuchte es im Sturm zu nehmen, aber die Faschisten, die sich darin festgesetzt hatten, antworteten mit einem Feuer, wie er es während des ganzen Krieges nicht erlebt hatte.

„Ich sehe vorn ein Gebäude, wie ich in Berlin noch keins gesehen habe", berichtet Neustrojew. „Wie überall haben sich auch darin die Faschisten festgesetzt, und wie ihm beizukommen ist, kannst du nicht in einem Moment herausbekommen."

Vor den Kämpfern erstreckte sich der Kanal, dahinter lagen in Gräben die Faschisten. Ein Zug stieß gegen die Brücke vor, die über den Kanal führte, überlief sie und gewann 200 Meter. Die Hitlerleute eröffneten das Trommelfeuer. Die Kämpfer warfen sich nieder und verschanzten sich.

Der Angriff war steckengeblieben. Auf die Handvoll unserer Soldaten, die den Kanal überwunden hatte, schossen 10 faschistische Kanonen. Der Kommandeur des Regiments kam zum Bataillon und hörte sich Neustrojew an:

„Wir können nicht zum Reichstag durch – das Haus dort versperrt uns den Weg."

„Aber das ist doch der Reichstag", sagte der Regimentskommandeur.

Er befahl, das Bataillon durch Artillerie zu unterstützen. Die Kanonen von der anderen Seite des Kanals eröffneten das Feuer, und der Reichstag hüllte sich in Rauch. Nach 10 Minuten drangen unsere Kämpfer trotz des wütenden gegnerischen Feuers zum Reichstag vor. Das war der letzte Sturm, an dem das Bataillon während des Großen Vaterländischen Krieges teilnahm.

An den Reichstagsmauern, im Vestibül und in den Räumen entwickelten sich erbitterte Handgemenge. Allmählich drangen der Unteroffizier Kantarija und Gefreiter Jegorow, die Zentren des Kampfes geschickt umgehend, langsam nach oben vor. Sie stiegen auf den Boden, dann auf das Dach und hißten auf der Kuppel des Reichstages das sowjetische Siegesbanner.

Das Bataillon drang in den Saal des Reichstages ein. Vor den Kämpfern lag völlige Finsternis. Es war schwer, sich im Dunkeln zu orientieren. Die Hitlerleute, die oben, auf den Balkonen hinter den Säulen saßen, begannen aus Maschinenpistolen auf unsere Soldaten zu schießen und Handgranaten zu werfen. In der Dunkelheit rollten die Feuerstöße, Hunderte von Explosionen blitzten auf. Unsere Soldaten sprangen zurück. Eine Gruppe Soldaten stieß unter dem Kommando des Oberfeldwebels Schterbini in den Seitenflügel und drang gegen den Kellereingang vor. Auch von dort schossen die Hitlerleute in den Saal. Währenddessen kroch die Gruppe des Hauptmanns Jarunow auf den Balkon und nahm den Kampf in der ersten Etage auf. Oben wie unten tobte ein stür-

misches Gefecht. Vom Balkon flogen Handgranaten, unten krachten die Explosionen. Außergewöhnlich erbittert wurde der Kampf. Erst gegen vier Uhr früh am ersten Mai zog Ruhe ins Reichstagsgebäude ein. Vom Balkon wurden sechs Gefangene geführt.

Der Gehilfe des Regimentskommandeurs, Sokolowski, und Neustrojew beschlossen, den Hitlerleuten, die noch im Keller saßen, die Kapitulation vorzuschlagen. Sokolowski, einige Offiziere und Kämpfer trafen sich mit dem Kommandanten des Reichstags. Der Kommandant hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt, er trug keine Mütze. Sokolowski schaute schweigend in das selbstzufriedene Gesicht des Kommandanten und mutmaßte, daß jener die Mütze abgenommen hatte, um unsere Parlamentäre nicht begrüßen zu müssen. Unerwartet sagte der Kommandant:

„Sie müssen die Waffen strecken."

„Warum wir?" fragte ihn Sokolowski.

„Wir sind tausend, aber Sie sind im Reichstag im ganzen nur hundert!" lächelte der Kommandant, „und die Waffen müssen Sie strecken, aber nicht wir."

Sokolowski sagte:

„So ist das also . . . ich bin nach Berlin gekommen, um mich Ihnen zu ergeben? Ich bin nach Berlin gekommen, um Sie gefangenzunehmen oder zu vernichten. Wir geben Ihnen 10 Minuten zur Überlegung. Ihre Lage ist ausweglos."

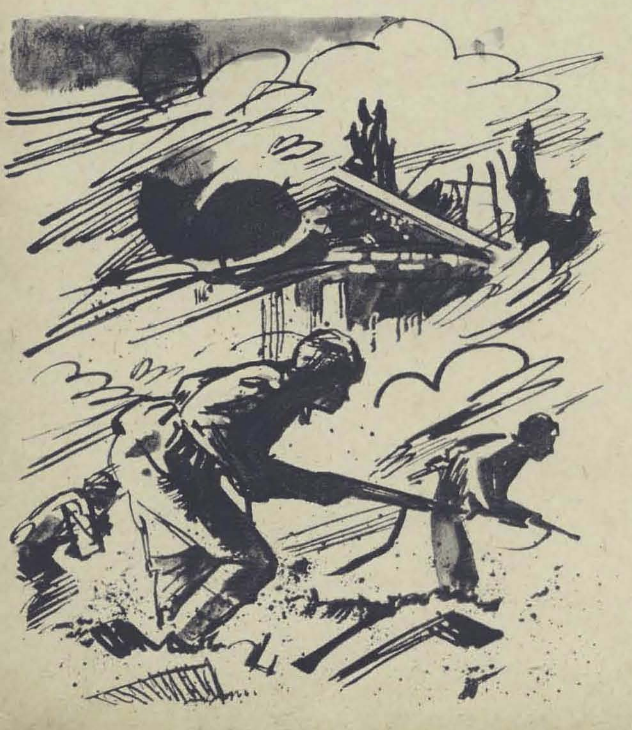
„Aber Sie sind im ganzen nur Hundert", erwiderte der Kommandant mit einem Lächeln.

„Entscheiden tut nicht die Zahl, sondern das Können, sagte unser Suworow", erwiderte Sokolowski."

„Unser Moltke war stärker als Ihr Suworow und sagte, daß es im Krieg keine ausweglose Lage gibt", meinte wieder mit einem Lächeln der Kommandant.

„Dann laßt uns sehen, wer stärker ist: Ihr Moltke oder unser Suworow."

Illustrationen: Rudolf Grapentin



Die Gespräche wurden abgebrochen, und der Kampf im Reichstag begann von neuem mit der alten Härte.

Nach einiger Zeit, als unsere Kämpfer weiter vorgedrungen waren und einige günstige Positionen erobert hatten, beschlossen Neustrojew und Sokolowski, erneut zu versuchen, die Hitlerleute zur Kapitulation zu bewegen. Diesmal schickten sie einen Parlamentär in Begleitung eines gefangenen Deutschen. Die Faschisten schossen nicht, lehnten es aber ab zu kapitulieren.

Die Dämmerung brach an. Neustrojew und Sokolowski besprachen die entstandene Lage. Das Bataillon hielt im Reichstag die beherrschenden oberen Etagen, unser Siegesbanner wehte über dem Gebäude, aber die Faschisten behaupteten sich noch in den Kellern des Gebäudes. Und offensichtlich waren es viele.

Das Bataillon Neustrojew war von den Hauptkräften des Regiments und der Division abgeschnitten. Was auch immer geschehen würde, sie mußten sich so lange halten, bis die übrigen Kräfte zum Gebäude durchgebrochen waren.

Die Faschisten wurden immer frecher. Sie schrien unseren Kämpfern zu:

„Nicht wir, sondern ihr müßt die Waffen strecken! Ihr seid nur einige zehn, aber wir sind über tausend."

Als Antwort kommandierte Neustrojew:

„Zum Kampf!"

Granaten flogen in die Keller. Der Kampf entbrannte.

Die Hitlerleute kamen aus den Kellern herauf und begannen ihrerseits anzugreifen. Sie drängten unsere Kämpfer zurück und gelangten in die linke Hälfte des Saales und auf den Balkon. In der Absicht, unsere Kämpfer mit Feuer und Rauch aus dem Gebäude zu vertreiben, steckten sie die Möbel an.

Da befahl Neustrojew, die Verbindungswege zwischen den Gruppen der Faschisten zu zerschneiden, die zur ersten Etage durchgebrochen waren, und jenen, die noch immer im Keller saßen. Der Befehl wurde ausgeführt, und die auf dem Balkon waren in die Falle gegangen und wurden Opfer ihres eigenen heimtückischen Plans: Das Feuer breitete sich aus, es ergriff den Balkon und alle, die sich dort befanden, stürzten in die Tiefe.

Feuer und Qualm erschwerten das Atmen. Unsere Kämpfer mußten sich in ein Zimmer nahe dem Gebäudeausgang zurückziehen. Die Hitlerleute schossen noch wütender aus ihren Kellern heraus. In dieser kritischen Minute drang ein Melder unter Einsatz seines Lebens zum Reichstag durch und brachte Neustrojew den Befehl:

„Wenn es nicht möglich ist, sich zu halten, dann verlassen Sie den Reichstag und nehmen ihn aufs neue nach dem Brand."

Neustrojew beriet sich mit den Offizieren und faßte den Entschluß — wir gehen nicht aus dem Reichstag heraus. Hauptmann Jarunow schlug mit dem Kolben seiner Maschinenpistole gegen die Wand. Unerwartet fiel sie ein, und die Kämpfer erblickten eine Treppe. Jarunow stieg mit den Kämpfern

(Fortsetzung auf Seite 33)



Erst im Krankenhaus lernte die achtjährige Beate Talbierski ihren Lebensretter, den sowjetischen Leutnant Michejew, kennen. Wie sie sich bereits verstehen, sehen Sie selbst.

DDR UNSER VATERLAND

Ein Leutnant der Sowjetarmee rennt, was die Lungen hergeben — 250 Meter sind eine endlose Strecke, wenn es um Sekunden geht —, schlüpft durch einen Stacheldrahtzaun, kommt an einen See, erblickt unter der Eisdecke eine Schulmappe, springt auf das Eis, bricht ein, bekommt dennoch die Mappe und damit ein bewußtloses Mädchen zu fassen, zieht es ans Ufer. Qualvolle, endlose Minuten folgen, bis sich — kaum merklich — die Lippen des Mädchens bewegen und der Tod weicht...
Eine entschlossene und mutige Tat, die aber nichts unter dem Motto „DDR — unser Vaterland" zu suchen hat? Es ist mehr als recht und billig, wenn wir uns zum Tag der Befreiung noch intensiver als an anderen Tagen mit der deutsch-sowjetischen Freundschaft beschäftigen.
Eine Rettungstat, die vorbildlich, aber schlechthin menschlich ist? Gewiß hätte Leutnant Michejew jedes Kind unter Einsatz seines Lebens aus dem Wasser geholt, ob weiß, rot oder schwarz. Hätte das aber auch der US-Sergeant auf dem Truppenübungsplatz Baumholder getan? Daheim hat er in den Armen seiner Schwester nie eine Negerpuppe gesehen, wie sie sich die kleine Beate als liebstes Spielzeug ans Krankenbett bringen ließ, wohl aber sah er Negerpuppen an Bäumen, vom Ku-Klux-Klan aufgehängt, als Morddrohung.
Ganz gleich wie die Antwort beim US-Sergeanten ausfällt: Michejew vollbrachte seine Rettungstat im Einklang mit seiner Erziehung. Vom beliebten Buch seiner Pionierzeit „Timur und sein Trupp" bis zum XXII. Parteitag — „Alles für den Menschen, alles zum Wohle des Menschen" — wurde ihm die Ehrfurcht vor dem Leben gelehrt; denn Menschlichkeit und Kommunismus sind Schwestern.
Das zu schreiben, hieße Wasser in die Spree schütten? Sicherlich aber heißt es nicht Wasser in den Rhein schütten! Erklärte doch kürzlich Westdeutschlands Militärkommentator Nr. 1, Weinstein, sinngemäß: „Die Kommunisten machen alles, auch wenn sie den Lebensstandard erhöhen, aus Zwang oder um die Welt zu erobern." Michejew aber ist Kommunist, Parteimitglied seit 1957, Politoffizier heute. Unser Foto zeigt also eine teuflische Maskerade, eine perverse schauspielerische Perfektion — wollte man Weinstein glauben.
Warum diese Neuauflage faschistischen Gesudels? Alt und jung sollen wieder einmal in den „Russen" den „schwarzen Mann" sehen, damit sie wie Schafe geduldig den Bonner Militaristen hinterhertrotten. Und so wird aus der gemeinen zugleich eine gemeingefährliche Sudelei, die da in Westdeutschland offiziell verbrochen wird; womit wir wieder einmal sehen, wo unser Vaterland nicht ist...
Als Michejew 2 Stunden nach seiner Rettungstat umgezogen zum Dienst erschien, empfing ihn der Stabschef: „Ich gratuliere, doch geh' wieder nach Hause, ruh' dich aus." Aber Michejew setzte durch, daß er, wie es der Dienstplan vorsah, als Wachhabender eingesetzt wurde. Hätte er besser beweisen können, daß wir uns auf ihn in jeder Situation verlassen können? *-th*

(Fortsetzung von Seite 31)

entschlossen nach oben, während Oberfeldwebel Swjanow die Kellerausgänge blockierte.
Sechs Stunden dauerte dieser erbitterte Kampf. Auf der linken Seite des Saales begann der Brand zu erlöschen. Der Abend des 1. Mai brach herein. Noch hielt das Feuergefecht an. Schließlich verstummte es auch. Die Stille am Abend des 1. Mai im Reichstag wurde nur vom Knistern verkohlten Holzes unterbrochen.
Alle im Bataillon befanden sich in ungewöhnlicher Spannung, sie warteten, was weiter geschehen würde. Und plötzlich, als es bereits dämmerte, stieß eine neue Gruppe zu den Kämpfern im Reichstag. Das Bataillon kam in festtägliche Stimmung. Das erste Mal nach zwei Tagen sangen die Soldaten wieder. Die nachgestoßenen Genossen hatten sogar ein Gläschen Schnaps mitgebracht, und die Teilnehmer des erbitterten Kampfes brachten Toaste auf den internationalen Feiertag aus, den sie in so ungewöhnlicher Lage verbrachten.
Nach dem Abendessen unternahmen Neustrojew und Sokolowski einen erneuten Versuch, die Hitlerleute zur Kapitulation zu bewegen.
Aus dem Keller kamen ein Offizier und ein Soldat des Gegners.
„Bestimmen Sie Ihren Vertreter", sagte der faschistische Offizier. „Wir werden zum Kommandanten zu Gesprächen gehen."
Zum Kommandanten wurde Oberfeldwebel Swjanow mit zwei Kämpfern geschickt. In Begleitung des Hitleroffiziers verließen sie den Reichstag, liefen über einen Platz zum Brandenburger Tor und verschwanden. Im Bataillon wartete man bis zur Dämmerung auf die Genossen. Erst kurz vor Morgen kehrten die Parlamentäre mit einem deutschen Oberleutnant zurück.
„Wir werden uns nicht ergeben", sagte der Oberleutnant.
„Wenn Sie sich nicht ergeben, werden wir stürmen", antwortete der Bataillonskommandeur.
Ein heißer Kampf entwickelte sich. Aber je stärker unsere Kämpfer nachdrängten, desto merklicher erlahmte der Widerstandswille der Faschisten. Schließlich war die Kraft der Faschisten endgültig gebrochen, und sie steckten die weißen Fahnen der Kapitulation heraus.
Aus den Kellern des Reichstages kamen die gefangengenommenen Faschisten heraus. Auf dem Königsplatz wurden sie in einer langen Linie aufgestellt. Als der letzte Hitlersoldat in die Reihe eingegliedert war, erschien auf der Steintreppe des Reichstages eine Tragbahre, die von zwei sowjetischen Soldaten getragen wurde. Auf der Trage lag ein sowjetischer Offizier, mit einem Mantel bedeckt und mit verbundenem Kopf.
Der Offizier blickte in die Gesichter der Gefangenen, als suche er etwas. Da, als die Bahre die Mitte der Kolonne erreicht hatte, sagte der Verwundete: „Stopp, Soldaten!"
Die Träger hielten. Der Offizier blickte in das Gesicht des Reichstagskommandanten.
„Nun, wie ist es, haben Sie sich überzeugt, daß sich unser Suworow stärker erwiesen hat als Ihr Moltke?" sagte der Offizier mit einem Lächeln.

GERHARD ZAZWORKA



Der Kommandeur der wilden Jagd

Zum 180. Geburtstag des Majors von Lützow

In manchen Geschichtsbüchern wird er als ein Mann genannt, der in seinem Leben nur wenig vom Glück begünstigt war, er: Adolph Freiherr von Lützow. Aber es wird wohl nicht Glück oder Unglück gewesen sein, das diesen tapferen Mann einen so schweren Lebensweg gehen ließ. Es war seine Hingabe, mit der er sich für die Befreiung seines Vaterlandes einsetzte, in einer Zeit, wo in Preußen Staat und Armee von stockreaktionären Junkern beherrscht wurden.
Bis zu seinem Tode verfolgte Lützow der Haß dieser preußischen Offizierskaste, die in ihm einen Außenseiter, einen Rebellen wider den Geist der preußischen Armee sahen.
Woher rührte dieser Haß? Und warum bemühen wir uns heute, die Erinnerung an diesen Mann und seine Taten wachzuhalten?

*

In den Februartagen des Jahres 1813 strömten in Breslau die ersten Freiwilligen in ein neu eingerichtetes Werbebüro. Es sind Professoren, Ärzte, Künstler, Lehrer und Geistliche darunter. In großer Zahl aber kommen Handwerksburschen und junge Bauern. Auch 13 Bergleute aus Waldenburg sind dabei.
Ein dreißigjähriger Offizier, Major von Lützow, ist vielen der ankommenden Freiwilligen kein Unbekannter mehr. Man weiß, daß er die Aktionen des jungen Majors von Schill unterstützt hat und schon 1808 von Scharnhorst mit der Organisation des Aufstandes in Nordwestdeutschland betraut worden war.
Aber nur wenige wissen von den Entbehrungen und Anstrengungen des Majors von Lützow, die er aufbringen mußte, ehe er in Breslau sein Werbebüro eröffnen konnte. Nur mit Hilfe von Scharnhorst erreichte er es, daß der erbärmliche König Friedrich Wilhelm III. die Bildung eines „Königlich-preußischen Freikorps“ genehmigte.
Aber schon türmten sich neue Hindernisse auf. Aus den preußischen Heeresbeständen wurden keine Uniformen geliefert. 200 gelieferte Gewehre waren zum größten Teil unbrauchbar. Doch Lützow und seine engsten Mitarbeiter gaben nicht auf. Mit Hilfe der Bevölkerung wurden die Kleidungsstücke der Freiwilligen schwarz gefärbt. Es wurden goldene Knöpfe angenäht und rote Aufschläge. So entstand gleichsam als Notbehelf eine Uniform in den Farben schwarz, rot und gold.

*

Am 1. April 1813 ist es soweit. Das Lützowsche Freikorps setzt sich in Marsch. Es sind Reiter und Jäger zu Fuß. Auch Kosaken kämpfen später an der Seite der Lützower. Es werden etwa 2500 Mann sein, die aus allen Teilen Deutschlands zusammengeeilt sind, um ihr Bestes für die Befreiung des Vaterlandes vom napoleonischen Joch zu geben. Nicht auf den König von Preußen, sondern „auf das Vaterland“ vereidigt, kämpften Preußen, Hessen, Schwaben, Bayern, Tiroler, Menschen aus ganz Deutschland für die Befreiung ihres gemeinsamen Vaterlandes.
So war „Lützows wilde verwegene Jagd“, wie sie der Dichter Theodor Körner und der Komponist Karl Maria v. Weber in einem Lied unsterblich machten, eine wirklich patriotische, nationale deutsche Streitmacht, die den gesamtdeutschen Charakter des Befreiungskrieges repräsentierte.
Das Freikorps hatte die Aufgabe, den Partisanenkrieg im Hinterland der napoleonischen Armee zu entfalten. Bald tauchten die Lützower in Dessau auf, bald kämpften sie in Magdeburg oder Lüneburg.
Am 25. April marschierte Lützow mit seinem Korps zur Erfüllung seines Auftrages von Leipzig ab, mußte aber der Übermacht des Gegners weichen und unternahm einen Streifzug ins Thüringische und Fränkische. Geschickt operierend und dem Feind beträchtlichen Schaden zufügend, gelangte er bis nach Plauen im Vogtland.

In dieser Situation wurde zwischen den kriegführenden Seiten ein Waffenstillstand abgeschlossen. Niemand gab Lützow davon Kenntnis. Dieser setzte daraufhin seine Kampfhandlungen fort. Soweit hatten es die reaktionären preußischen Generale kommen lassen wollen! Das preußische Hauptquartier sagte sich nun von Lützow los, es wurde von „gelockerten Beziehungen" gesprochen. Napoleon aber wies seinen Oberbefehlshaber an, die Gegend von den Lützowschen „Räubern" zu säubern.

*

Mitten im Waffenstillstand wurden die Lützower plötzlich von der französischen Kavallerie mit zehnfacher Übermacht überfallen. Nur wenige entkamen.

Kein preußischer General kam den Lützowern zu Hilfe. Aber im ganzen deutschen Land erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen die Willkür Napoleons. Überall wurden die versprengten Lützower aufgenommen und unterstützt. Freiwillige in großer Zahl füllten die Lücken. Lützow selbst war bei dem Blutbad in der Nähe des Dorfes Kitzen schwer verwundet worden. Er konnte sich jedoch in Sicherheit bringen.

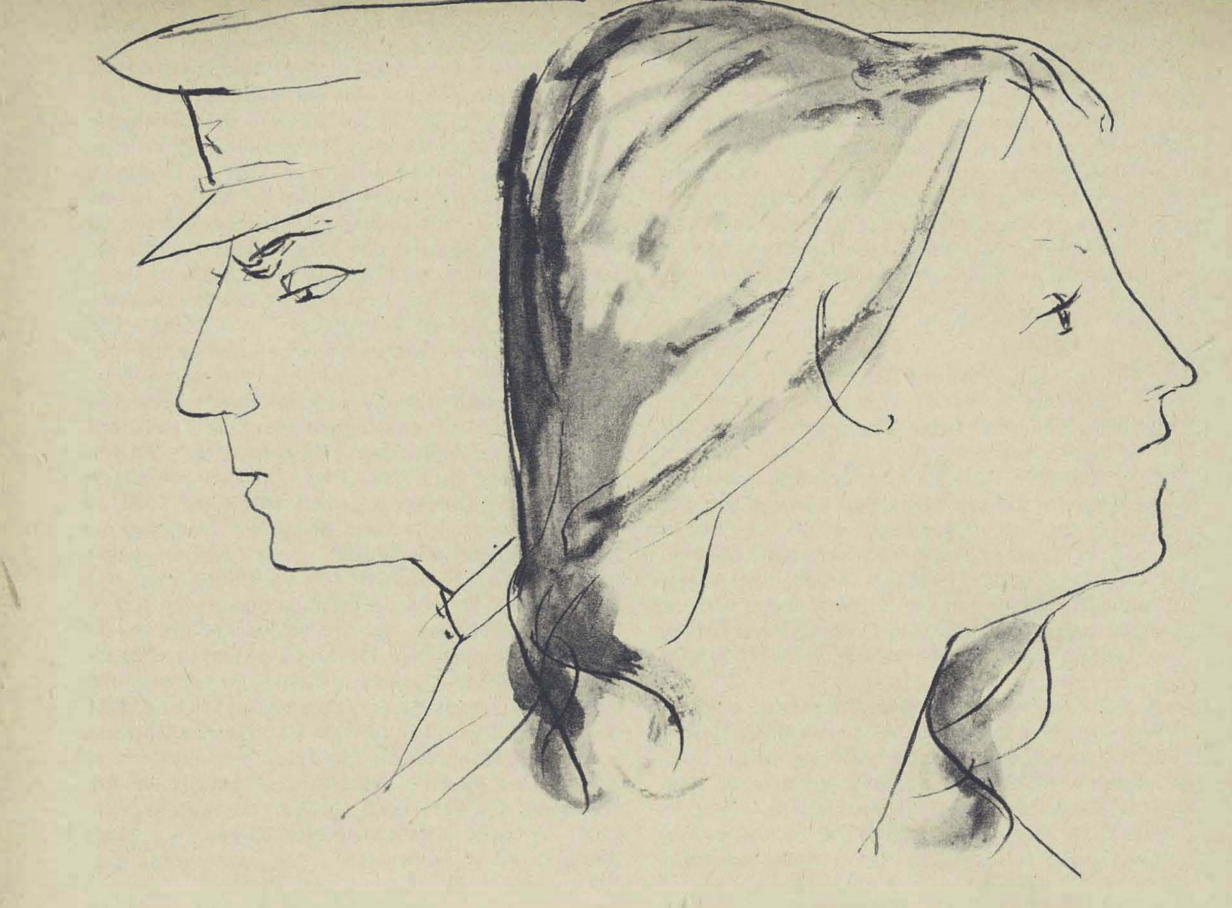
Nach Beendigung des Waffenstillstandes nahmen die reaktionären Elemente im preußischen Hauptquartier dem Freikorps schrittweise seine Selbständigkeit. Im November 1813 wurden die Lützower einem preußischen Armeekorps angegliedert. Am 19. Januar 1814 wurde das Freikorps aufgelöst. Lützow selbst nahm als Oberstleutnant und Kommandeur eines Ulanenregimentes an den Feldzügen von 1814 und 1815 teil, wurde noch dreimal verwundet und in der Schlacht bei Ligny gefangen genommen. In die Heimat zurückgekehrt, führte er in Münster und Torgau eine Kavalleriebrigade. Im Jahre 1834 starb er dann in Berlin.

So endete ein Mann, der Großes im Kampf für die Befreiung des deutschen Volkes leistete. Er hat ein Freikorps gegründet, das beispielhaft für die damalige Zeit war. Er hat in seinem Freikorps eine Ordnung eingeführt, in der die Offiziere die Vorrechte ihrer Geburt verachteten, in der die Soldaten als gleichberechtigte Menschen behandelt wurden.

Lützow war ein glühender Patriot, wenn auch kein Revolutionär. Die reaktionäre preußische Offizierskaste hat ihn schließlich mit Gewalt zur Strecke gebracht. Auf ihre Tradition, auf den preußisch-deutschen Militarismus, beruft sich heute auch die Führung der Bundeswehr. Es ist die Tradition des Kampfes gegen die Interessen der Nation, gegen jeden sozialen Fortschritt. Unsere Traditionen sind anderer Art. Wir sind die Erben der besten Kräfte der Arbeiterklasse, die entschlossen gegen die junkerlich-bourgeoise Reaktion antraten, für die Nation und den gesellschaftlichen Fortschritt. Damit sind wir auch die Fortsetzer aller jener Kräfte, die wie die Lützower für das Vaterland kämpften. Auch deshalb sind die Soldaten der Nationalen Volksarmee Pioniere der Nation — bereit und entschlossen, das Vaterland aller Patrioten, unsere Deutsche Demokratische Republik, gegen jeden Feind zu schützen.



Die Lützower überfallen eine französische Kriegskasse.



MICHAIL KOLESNIKOW

Wenn das Mandelbäumchen blüht

Bald rumpelte das Auto die steilen Gebirgsstraßen empor, bald rollte es behutsam wieder in die grünen Täler hinab. Leutnant Morosow war längst an die holprigen Wege gewöhnt, und die Landschaftsbilder, die sich – eines großartiger als das andere – vor ihm auftaten, erregten ihn nicht mehr. Zu gut kannte er dieses Land der schneebedeckten Gipfel, der gigantischen Gletscher und der wilden, an Stromschnellen reichen Flüsse. Er kehrte in die ferne Grenzeinheit bei Chorog zurück, obwohl sein Urlaub erst in vierzehn Tagen zu Ende ging. Doch er hatte in Moskau nicht länger bleiben können. Ein schweres Leid trug er mit sich, und sein Kummer wollte nicht vergehen.
Irgendwo weit hinter den Gebirgsketten, hinter den Wäldern und den unendlichen Steppen lag die fröhliche, lärmende Stadt. Der Leutnant erinnerte sich an das Rascheln der Blätter auf dem Twerer Boulevard und an die ein wenig traurige, gedämpfte Stimme des Mädchens in dem weißen Kleid. Er hatte ihre Hände gestreichelt und zugesehen, wie der Wind die blonden Locken zauste. Und er konnte sich ihre zarte, mädchenhafte Erscheinung schwer anderswo, außerhalb dieser im Neonlicht glänzenden Stadt vorstellen.
Der Kommandeur der Grenzeinheit, Major Glustschenko, hatte vor Morosows Abreise lange Ljudmilas Bild in den Händen gehalten. Er hatte dabei die Augen zusammengekniffen und plötzlich gesagt: „Schön ist Ihre Braut. Ich wünsche Ihnen Erfolg . . ., ja, recht viel Erfolg. Und wegen der Wohnung brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen; wir richten Ihnen das Zimmer ein. Prokopjan wird, solange es warm ist, im Zelt wohnen."
Ljudmila war noch gar nicht in den Bergen, und schon wurde für sie gesorgt. Diese rauhen Menschen, für die der Dienst den Inhalt des Lebens bildete, verstanden recht gut, wie schwer es die erste Zeit für ein Mädchen aus der Stadt hier in den Grenzbergen war. Leutnant Prokopjan, ein lustiger Junggeselle und Morosows Freund, willigte gern ein, ins Zelt überzusiedeln. „Heirate nur,

Fedja, wir werden euch mit Musik empfangen!" sagte er zu Morosow. Und Marija Wassiljewna, die Frau des Kommandeurs, stürzte sich sogleich in die Arbeit. Sie verstand es ausgezeichnet, sich um junge Menschen zu kümmern.

Als sich Leutnant Morosow jetzt an all das erinnerte, biß er die Zähne zusammen. In seinen Ohren klangen noch immer jene harten, kalten Worte. „Ich kann mit dir nicht dorthin fahren..." – „Aber du hast es doch versprochen! Ich bin gekommen, um dich abzuholen, wie wir es vereinbart hatten. Hier ist dein Brief..." – „Ach, weißt du, seit dieser Zeit hat sich vieles verändert. Wie soll ich dir das erklären? Als ich das Institut absolviert habe, bekam ich eine Stelle in Magadan* zugewiesen. Man hat sich dann dafür eingesetzt, daß ich in Moskau bleiben kann. Damals war mir natürlich alles gleich. Besser Chorog** als Magadan. Doch ich liebe Moskau und möchte es auf keinen Fall verlassen. Hier sind meine Eltern. Und außerdem bekommen wir eine neue Wohnung. Das mußt du verstehen, Fedja. Wie wäre es, wenn du dich nach hier versetzen ließest?..." War das das Mädchen, mit dem er sich so lange geschrieben hatte und seit seiner Kindheit befreundet war? Mit einemmal hatte sie alles ausgelöscht – trotz der Liebesschwüre und Gefühlsergüsse, die ihre Briefe gefüllt hatten. Ohne Erbarmen hatte sie mit ihm gebrochen, hatte für kleine Annehmlichkeiten ihre Liebe hingegeben. Wie sollte er all das den Freunden und Major Glustschenko erklären? Vielleicht war es nicht richtig gewesen, daß er so aufbrausend geworden und plötzlich gegangen war? Er hätte sie überzeugen müssen. Sie hätte doch in Chorog arbeiten können...

Morosow stöhnte, so quälte ihn der innere Schmerz. Das Auto holperte über Schlaglöcher, doch er merkte nichts von alledem. Seine Gedanken waren zu weit weg. Erst als das Mädchen in dem etwas abgetragenen Wollmantel, das ihm gegenüber auf den zusammengerollten Decken saß, leise aufschrie, durchfuhr es ihn, und er blickte auf. Der Wagen fuhr dicht am Rande einer Schlucht. Der Leutnant sah in die vor Schrecken geweiteten Augen des Mädchens und sagte ermunternd: „Haben Sie keine Angst, das geht vorüber."

Ein gezwungenes Lächeln war ihre Antwort, und sie flüsterte: „Schrecklich, o wie schrecklich!"

Doch die gefährliche Stelle war vorbei, und das Mädchen wurde wieder heiter. Der Leutnant wußte bereits, daß sie Tanja hieß und zu der hoch in den Bergen gelegenen biologischen Station auf dem Kijak fuhr. Wäre er nicht so sehr mit seinen traurigen Gedanken beschäftigt gewesen, hätte er sicherlich die langen Wimpern, den zarten Hals und die schön geformten Lippen des Mädchens bemerkt und ihre rötlich schimmernden prächtigen Zöpfe bewundert. Doch Morosow schenkte seiner Reisegefährtin wenig Aufmerksamkeit, und auch sie kümmerte sich nicht weiter um den düsteren Leutnant.

Sie lachte und spöttelte vielmehr über den Soldaten Scharipow, den der Kommandeur nach Chorog geschickt hatte, damit er Morosow und seiner jungen Frau beim Verstauen des Gepäcks behilflich sei. So saß nun aber die lachlustige Tanja im Auto, und Scharipow war zunächst nicht wenig verblüfft gewesen. Doch dann hatte er alles begriffen, und er bemitleidete den Leutnant aus tiefstem Herzen. Das hieß also, aus der Heirat war nichts geworden. Ei ei ei! Warum kamen doch die Mädchen so ungern an diesen Ort? So wunderschöne Berge, und im Tale rauschte der Pjandsh, ganz mit weißem Schaum bedeckt. Und wieviel Blumen es hier im Frühling gab! Warum nur drängten sich die Menschen so in den schwülen Städten? Tanja allerdings fuhr wohl mit Lust in die Berge. Sie zupfte Scharipow ohnehin immer an der Jacke und rief vor Begeisterung: „Sehen Sie doch, Scharipow! Welch ein zauberhafter Anblick! Und was ist dort auf dem Fels? Und wie heißt der Berg, der da im Sonnenlicht glänzt?"

Die Bergluft machte sie trunken und rötete ihre Wangen. Nur wenn das Auto zu nahe am Rande des Abgrunds fuhr, wurde sie blaß und biß sich auf die Lippen. Doch der Übermut gewann in ihr wieder die Oberhand. Sie warf einen Blick auf den finster vor sich hinstierenden Morosow und fragte im Flüsterton: „Ist er immer so?"

„Nein, nicht immer", erwiderte Scharipow ebenso leise. „Er ist ein guter, fröhlicher Mensch, und er spielt auf der Harmonika. Wir alle lieben ihn. Sein Mädchen in Moskau aber liebt ihn wohl nicht. Schlecht ist das."

Tanja gefiel dem Soldaten. Ihr konnte man sogar sagen, daß der Leutnant traurig war, und beide fühlten sie jetzt mit ihm.

Dann fragte Tanja nach der biologischen Station. „Stimmt es, daß man von dem Grenzlager nur zu Fuß oder zu Pferd auf den Kijak gelangen kann?"

„Ja, es gibt keine Straße dorthin, nur einen schmalen Pfad, den Autos nicht befahren können. Doch Soldaten von uns werden Sie begleiten..."

Es dämmerte schon, als der Wagen vor dem weißen Haus der Grenzeinheit hielt. Hilfreiche Hände halfen Tanja vom Wagen. Leutnant Prokopjan stürzte auf sie zu und überreichte ihr einen riesigen Blumenstrauß. „Der ist von uns", sagte er. „Ich heiße Sie herzlich willkommen!"

Das Mädchen nahm die Blumen und vergrub ihr Gesicht in den duftenden Blüten. Leutnant Morosow wurde indessen in den Hintergrund gedrängt. Marija Wassiljewna schlug die Hände über dem Kopf zusammen und küßte Tanja dreimal auf die Wange. „Noch so jung, ein Kind noch!" rief sie in rührseliger Freude. „So bin ich auch einmal zu meinem Silytsch gefahren." Sie faßte Tanja an der Hand wie ein kleines Mädchen und forderte sie auf, das „Haus" zu besichtigen.

Als sich Morosow all dessen bewußt wurde, was hier geschah, fühlte er die Röte in seine Wangen steigen. Er wollte schreien: „Das ist ein Irrtum! Sie ist doch gar nicht meine Frau...", doch er brachte kein Wort heraus und floh ins Junggesellenzelt. Hier war sein Platz jetzt, nur hier! Er legte

* Magadan – Stadt an der Bucht des Ochotskischen Meeres.
** Chorog – Stadt im südwestlichen Pamir, 2200 m hoch.

sich auf Prokopjans Bett und lag dort, bis ihn jemand an der Schulter rüttelte. Es war Prokopjan, der inzwischen alles von Scharipow erfahren hatte.

Tanja Jegorowa verließ das Lager noch vor Tagesanbruch in Scharipows Begleitung. Man hatte ihr einen so aufsehenerregenden Empfang bereitet. und dann hatte sich herausgestellt, daß jemand anderes erwartet wurde — ein ganz anderes Mädchen, die Braut des Leutnants Morosow. Und sie, Tanja, hatte in ihrer Unwissenheit den Leutnant in eine so peinliche Situation gebracht! Davon war ihr ganz häßlich zumute. Die Berge erschienen ihr jetzt gar nicht mehr so verlockend. Alles hatte sich mit einem Schlag verdüstert. So eine dumme Geschichte! Eigentlich müßte man ja darüber lachen . . .

Es kam der Winter mit seinen Schneestürmen. Der Wind heulte vor den Fenstern. Leutnant Morosow bekam jetzt keine Briefe mehr von Ljudmila, und doch dachte er noch oft an sie. Mitten in der Nacht stand er oft auf und ging hinaus in den Schneesturm. Er schonte sich nicht; denn alles war ihm jetzt gleichgültig.

Major Glustschenko schüttelte bisweilen vorwurfsvoll den Kopf. „Ganz von Kräften gekommen ist der Leutnant. Nur noch Haut und Knochen."

„Ja, die Liebe", sagte dann Marija Wassiljewna nachdenklich und biß die Lippen zusammen. „Aber diese Tanja ist doch auch ein nettes Mädchen. Fedja sollte sie heiraten."

„Du verstehst schon viel von Herzensangelegenheiten", entgegnete Glustschenko erzürnt. „Wahre Liebe gibt es nur einmal im Leben. ‚Fedja sollte sie heiraten.' Das ist leicht gesagt, heiraten. Da habe ich nun dich geheiratet und schleife dich durchs ganze Land. Es ist nicht einfach, uns Grenzsoldaten zu lieben. Ein sehr großes Herz ist dazu nötig."

Noch vor Einbruch des Winters war Tanja Jegorowa zweimal im Lager gewesen. Mit anderen Mitarbeitern der biologischen Station war sie zu Pferd gekommen und hatte für die Kolchosbauern der entfernteren Siedlungen Setzlinge und Säckchen mit Samen mitgebracht. Tanja hatte sich in der neuen Umgebung gut eingelebt; sie nahm an Exkursionen durch die Bergwelt teil und lehrte die Kolchosbauern, wie man die Pflanzen pflegte und veredelte. Das Mädchen mit dem bunten Pullover und der Schirmmütze war bald überall bekannt und beliebt.

Leutnant Morosow entdeckte sie, als sie vom Pferd stieg. Ihre Blicke trafen sich. Der Leutnant wurde verlegen; sie errötete und sah zu Boden. Doch dann schaute sie ihn an und sagte ungezwungen: „Sie sind doch immer noch so niedergeschlagen, Genosse Leutnant. Sind Sie mir böse? Sie hätten gleich etwas sagen müssen. Eigentlich müßte ich Ihnen ja zürnen."

Er wurde völlig verwirrt und wußte nicht, was er antworten sollte. Tanja wandte sich um, lief auf Marija Wassiljewna zu und hängte sich ihr an den Hals. Dann tauchte plötzlich Prokopjan auf, mit zwei Blumensträußen in den Händen.

„Ach, was für ein nettes Mädchen! Und wie wir uns alle nach ihr gesehnt haben! Hier ist ein Blumenstrauß, und hier noch einer. Bitte nehmen Sie!"

Und da bewegte sich wohl zum ersten Mal etwas in Morosows Seele, doch was, konnte er selbst nicht sagen. Er sah Tanja mit einem Mal ganz anders: ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen mit Zöpfen und sanften Augen. Durch die Bräune ihrer Wangen schimmerte ein frisches Rot.

‚Sie ist doch überhaupt nicht schlechter als Ljudmila', ging es ihm durch den Sinn. ‚Überhaupt nicht. Vielleicht sogar besser . . .' Aber er fürchtete sich vor solchen Gedanken und scheuchte sie von sich.

Als sie das zweite Mal ins Lager kam, hatte er gerade Wachdienst. Nein, sie fragte gar nicht, wie es Leutnant Morosow gehe, sie erinnerte sich nicht einmal an ihn. Marija Wassiljewna bewirtete sie mit Piroggen und tauschte mit ihr Stickereien aus. Danach ritt sie wieder hinauf auf den Kijak.

Diese Gleichgültigkeit kränkte Morosow ein wenig. Na, dann eben nicht! sagte er zu sich selbst. Was geht mich das an? Und weshalb hätte sie sich eigentlich nach mir erkundigen sollen?

Er dachte an Ljudmila, doch vor seinen Augen erstand ein völlig anderes Bild: ein Mädchen mit kupfern schimmernden Zöpfen, einem spöttischen und ein wenig überheblichen Lächeln und sanften, wißbegierigen Augen.

Wie gut, daß der Winter angebrochen war. Jetzt kam niemand mehr vom Kijak herunter. Man konnte in Ruhe seinen Dienst tun. Und letzten Endes konnte man auch ohne Liebe leben.

Da traf eines Tages völlig unerwartet ein Brief von Ljudmila ein. Morosow erkannte sogleich ihre Schriftzüge. Mit zitternden Fingern öffnete er den Umschlag und nahm den Briefbogen heraus.

„Du must Deiner dummen Ljuda verzeihen", schrieb sie. „Ich begreife selbst nicht, wieso ich Dir damals solchen Unsinn erzählt habe. Aber Du weißt ja, ich war immer ein wenig unbesonnen. Und jetzt ist mir klargeworden, daß ich ohne Dich nicht leben kann. Mir scheint, daß ich Dich nie so sehr geliebt habe, mein Bester. Ich bin bereit, alles stehen und liegen zu lassen und zu Dir zu eilen. Wenn Du willst, komme ich gleich und warte nicht erst, bis Eure Pamirpappeln grünen. Wenn Du mir das abschlägst, sterbe ich vor Kummer und Sehnsucht . . ."

Der Brief fiel auf den Tisch, und Morosow hob ihn nicht wieder auf. Er saß und hatte den Kopf in die Hände gestützt. Seine Gedanken verwirrten sich. Jaja, er war wohl zu hart und ungerecht gewesen. Er mußte den Brief noch heute oder gleich morgen früh beantworten. Aber Ljudmilas Bild war in ihm verblaßt.

Immer öfter sah Leutnant Morosow des Abends zu dem im Abendrot glühenden Gipfel des Kijak hinauf. Die Schneemassen hatten den Weg dorthin verweht. Die biologische Station war während des langen Winters von der Welt abgeschnitten, und nur der Funker übermittelte, daß alle gesund und munter waren.

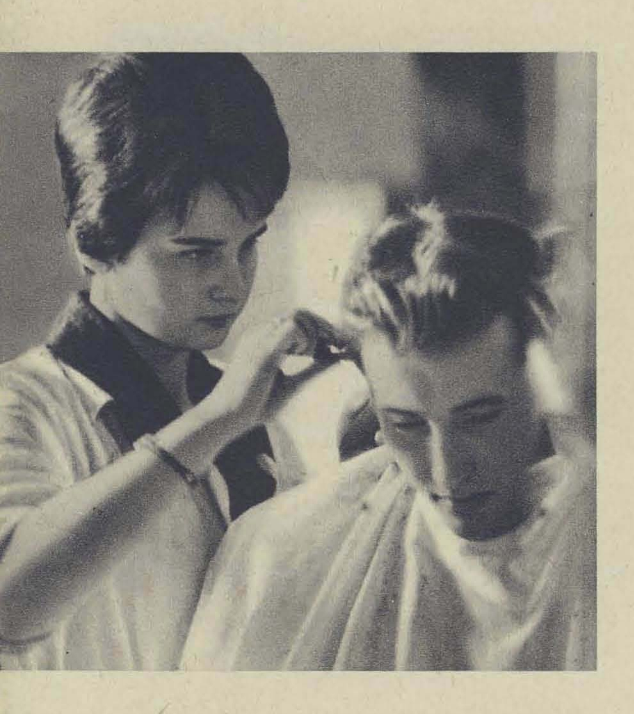
Morosow versuchte sich vorzustellen, was Tanja

(Fortsetzung auf Seite 60)

„Der Nächste, bitte ...“

„Was darf's sein?“ —
„Wenn's geht,
dann Sie ...
mit mir allein!“

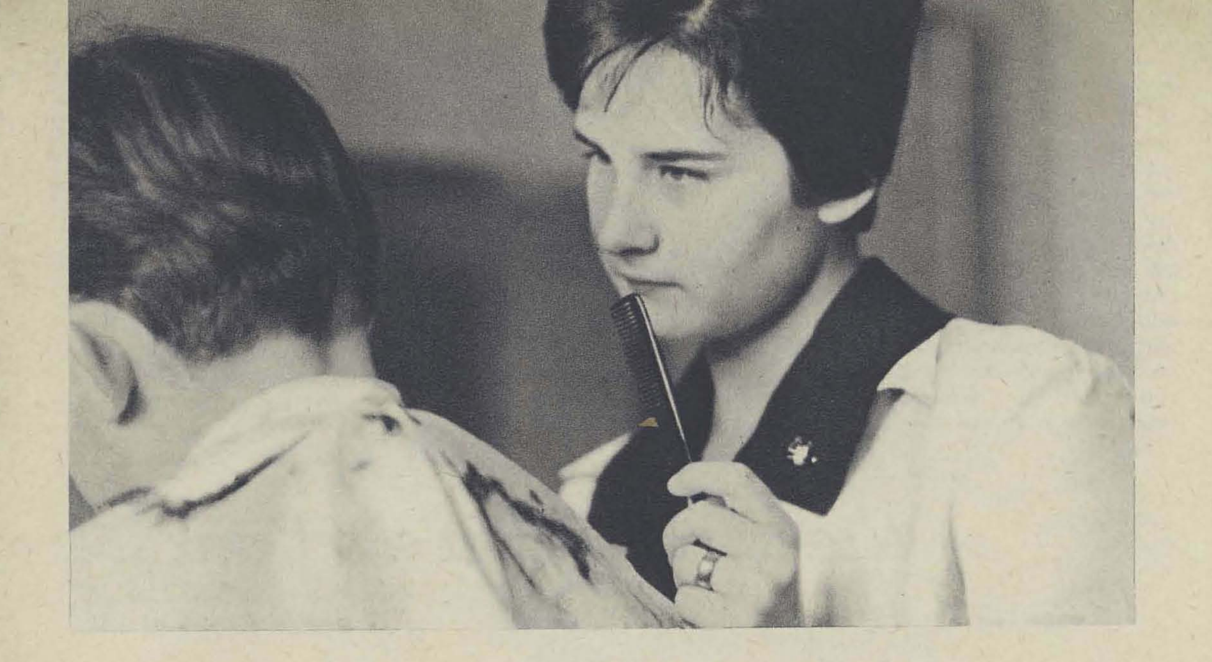






„Und sonst noch Wünsche, Herr Soldat,
so mit und ohne Apparat?
Ich bin ja doch in dem Objekt
in jeglicher Fasson perfekt!“

„Na –– scharf genug? Das glaub ich gern ...
Das meinen auch die andren Herrn!
Ich kann es mir nur schwer verkneifen,
Sie recht bald wieder einzuseifen!“







„Und das Massieren des Gesichts
von zarter Hand ... — ist das denn nichts?
Gefällt's? — Das durfte ich wohl hoffen ...
(Für Sie laß ich noch etwas offen!)“ -ika-

Daß ein Holzklotz schwimmt, ist ja nichts neues, aber daß Eisen schwimmt, und noch dazu so ein Stahlkoloß wie ein Panzer, das ist allerhand, nicht? Und doch ist es nichts Außergewöhnliches, denn auch für den Schwimmpanzer gilt das gleiche einfache Gesetz, welches den Holzklotz nicht untergehen läßt, nämlich daß der Auftrieb, $A = V \cdot \gamma$ (kp)*, so nennt man die Kraft, die den Körper über Wasser hält, ihn ständig im Formschwerpunkt angreift und immer senkrecht nach oben gerichtet ist, größer sein muß, als die Schwerkraft (das Gefechtsgewicht) des Schwimmpanzers (siehe Abb. 1). Wenn der Auftrieb größer als die Schwerkraft ist, dann bewegt sich der Schwimmpanzer im Wasser nach oben, bis sich an der Oberfläche ein Gleichgewicht zwischen dem Auftrieb und der Schwerkraft eingestellt hat, d. h. der Panzer schwimmt.

Das Gesetz besagt weiterhin: Der Panzer schwimmt um so besser, je größer sein Volumen im Verhältnis zum Eigengewicht ist. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn Schwimmpanzer, im Vergleich zu den gewöhnlichen Panzern, bei ungefähr gleichen Abmessungen, ein geringeres Gefechtsgewicht haben. Das geht natürlich auf Kosten der Panzerung, die beim Schwimmpanzer wesentlich dünner ist als beim nicht schwimmfähigen Panzer. Des weiteren auf Kosten des Kalibers der Kanone. Daraus ergeben sich aber für den Schwimmpanzer keine besonderen Nachteile, da er ohnehin zur Erfüllung seiner speziellen Aufgaben leicht und beweglich sein muß.

Wieso schwimmt ein Panzer?

Von Major (Dipl.-Ing.) B. Pol

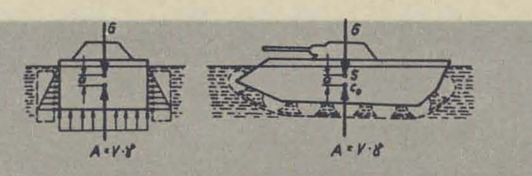


ABB. 1: Schwerkraft und Auftrieb. Schwerpunkt des Panzers und Formschwerpunkt liegen auf der Schwimmachse.

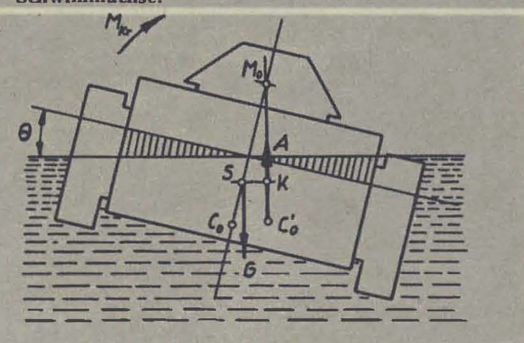


ABB. 2: Stabile Schwimmlage. Metazentrum oberhalb des Schwerpunktes.

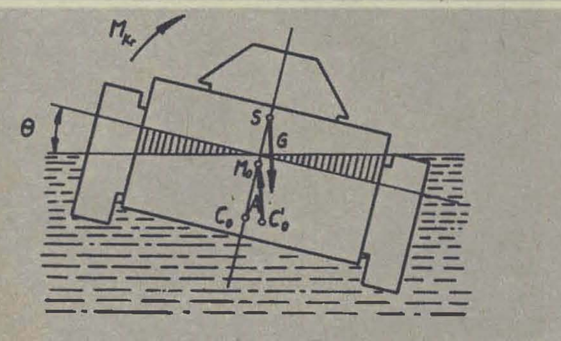


ABB. 3: Labile Schwimmlage. Das Metazentrum ist unterhalb des Schwerpunktes.

Für den Schwimmpanzer genügt es aber nicht, daß er sich gerade so über Wasser hält. Er muß über eine gute Tragfähigkeit und „Seetüchtigkeit", d. h. ausreichende Schwimmreserve und Stabilität im Wasser verfügen, damit er zusätzlich Schützen oder Lasten auf der Panzerwanne zum gegenüberliegenden Ufer übersetzen kann und bei undichten Stellen in der Panzerwanne oder durch geringe Einschußöffnungen nicht sofort sinkt. Auch beim Schießen aus der KWK darf der Panzer durch den Rückstoß oder gar bei Wellengang nicht kentern. Hier muß bei der Entwicklung und Konstruktion des Schwimmpanzers darauf geachtet werden, daß der Schwerpunkt tiefer als die Wasserlinie liegen muß, d. h. der Schnittpunkt (das Metazentrum) der Wirkungslinie des Auftriebes „A" mit der Schwimmachse über dem Schwerpunkt des Schwimmpanzers liegt (siehe Abb. 2). Denn bei der Krängung des Schwimmpanzers taucht die eine Seite der Wanne aus, während die andere eintaucht. Dadurch wandert der Formschwerpunkt C_0 der eingetauchten Querschnittsfläche, der sonst auf der Schwimmachse senkrecht unter dem Schwerpunkt liegt, in Richtung der Neigung aus und nimmt die Lage C_0' ein. Durch den im Formschwerpunkt angreifenden Auftrieb entsteht ein Kräftepaar, das Richtmoment, welches dem Krängungsmoment (Kippmoment) entgegenwirkt und somit den Schwimmpanzer wieder aufrichtet. Man bezeichnet diese Schwimmlage als stabile Schwimmlage des Panzers. Im Gegensatz dazu wäre die Schwimmlage labil, wenn das Metazentrum unterhalb des Schwerpunktes liegen würde (Abb. 3). Durch die Schwerkraft „G" würde mit dem Auftrieb „A" ein Kräftepaar entstehen, das in der gleichen Richtung wie das Krängungsmoment wirkt. Die Folge davon wäre, daß der

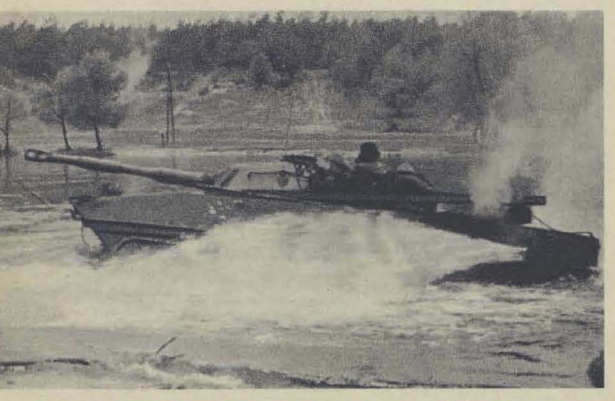
* A = Auftrieb, V = Volumen der verdrängten Flüssigkeit, γ = Wichte der Flüssigkeit.



... und der Fachmann wundert sich!

(aus Néphadsereg und Zolnierz Polski)

Schwimmpanzer auf dem Wasser kentert. Es wäre natürlich höchst unangenehm, anstatt die Gefechtsaufgabe zu lösen, „baden gehen" zu müssen.
Nun hast du dich noch gewundert, daß der Schwimmpanzer mit dem Bug weiter aus dem Wasser herausragt als mit dem Heck. Diese Neigung nach hinten, auch Trimmwinkel genannt, ist vorgesehen, damit der Schwimmpanzer beim Wellengang nicht mit dem Bug unter die Wasseroberfläche taucht. Das würde zur Erhöhung des Schwimmwiderstandes und somit zur Verringerung der Geschwindigkeit auf dem Wasser führen. Der Trimmwinkel erhöht außerdem noch die Kursstabilität, da er das „Stampfen" des Schwimmpanzers verringert.
Die Fortbewegung des Schwimmpanzers auf dem Wasser erfolgt in der Regel durch Schiffsschrauben oder Wasserstrahltriebwerke, die im Heck des Fahrzeuges angeordnet sind, sowie in einigen Fällen durch Schaufelketten. Es werden damit Schubkräfte erzeugt, die den Schwimmpanzer vorwärtsbewegen. Das Lenken kann einfach wie bei einem Boot durch Steuerruder oder durch Drosselung der Ketten bzw., bei Schiffsschrauben, einer Schraube verwirklicht werden.
So, das wäre das ganze Geheimnis, wieso es möglich ist, daß solch ein stählerner Koloß schwimmen kann. Du siehst, es ist nichts Außergewöhnliches, aber wissen muß man es doch.



Das Wasserhindernis ist überwunden. Schon fassen die Ketten Grund.



eulich war ich von Düsseldorf auf einen Sprung bei Hannes, der mein Bruder ist und in Westfalen in Siegen an der Sieg wohnt. Wir saßen gerade im „Wilden Reiter", da setzte sich ein Dicker mit seiner nicht weniger vollschlanken Gattin an unseren Tisch und bestellte drei Stück Habsburger Torte und ein Eisbein. Als der Ober mit der Torte zurückkam, fiel „er" und nicht „sie" darüber her. Ich muß vor Uberraschung Stielaugen gemacht haben, denn er begann – weiter schlemmend und manchmal nach Luft japsend – einen Monolog an mich zu richten.

„Sehen Sie, gewöhnlich vernaschen ja die Frauen die Torte und die Männer ... das Eisbein. Von mir und meiner Frau ... aus ... soll jeder nach seiner Fasson selig werden. Wer Geld hat ... soll sich kaufen, was ihm schmeckt. Wir bestellen uns deshalb jeder ... was uns gefällt. Das ist die echte Freiheit ... Und wie bei uns im kleinen, so sieht es auch im großen ... aus mit der Freiheit in der ganzen Bundesrepublik."

„Ob das hier die richtige Freiheit ist?" wiegte ich zweifelnd mein Haupt. „Sie können zwar zwischen diesem und jenem wählen, aber was Ihnen allein guttäte – gerade das gibt es nicht. Sonst würden nämlich die Chefs vom Ganzen Pleite machen. Die Freiheit, die auch für sie die einzig reelle wäre, entschuldigen Sie die Offenheit ..."

„Nur frei von der Leber!" ermutigte er mich, wobei seine Verfassungsschutzäugelein blitzten. „... ich meine ein richtiges Diät!"

Hier entdeckte ich zum ersten Mal ein Fältchen auf der zuvor schweinsglatten Stirn des Dicken, der sich indes eine dicke Brasil anrauchte und dann auf einen Doppelsuper hinter der Theke zeigte, wo justament der Adenauer über alle angeschlossenen Sender rheinländerte.

„Ja unser Kanzler! Alt, aber oho!" meinte der qualmende Dicke. „Das ist echte deutsche Größe, um nicht zu sagen: echte deutsche Wertarbeit, hahaha. Die halbe, die ganze Welt beneidet uns um diesen Mann. Hören Sie nur, wie ergreifend er über Freiheit und Menschlichkeit spricht."

Seiner Gattin klemmte tatsächlich eine Träne zwischen den Wimpern. „Wie oft habe ich dir schon gesagt, Konrad", zürnte sie, „mach nicht so viel blauen Dunst. Mir legt es sich wieder so schwer auf den Kopf, daß ich keinen klaren Gedanken fassen kann. Und auch den übrigen Leuten vernebelst du nur die klare Sicht. Bis sie dir das einmal heimzahlen!"

Das Fältchen auf des Dicken Stirn bekam Gesellschaft, aber trotzdem blieb er am Mann: „Unsere Bundeswehr ist vom gleichen Schrot und Korn. Da gibt es einen Wehrbeauftragten, einen Verteidigungsausschuß im Parlament usw. usw. – demokratischer geht es wahrhaftig nicht."

„Lassen Sie sich nur nicht täuschen", riet ich da seiner Gattin, die ihr Eisbein bekommen, aber im Senfglas nur eine unansehnliche, dunkelgefärbte Masse entdeckt hatte. „Lassen Sie sich mal nur nicht täuschen. Das ist nur eine ganz dünne Schicht an der Oberfläche. Wenn Sie die abkratzen, kommt gleich das schönste Braun wieder zum Vorschein, und das geht bis auf den Grund."

Dankbar lächelte sie mir zu, während er, der Dicke aus Siegen am Sieg, mit krauser Stirn seinen Faden weiterspann: „Aber man soll nicht glauben, daß unsere Bundeswehr schwach ist. Und haben wir erst die volle Verfügungsgewalt über Atomwaffen, weht ein anderer Wind. Kommt es aber wieder einmal zum Krachen – diesmal wird der Sieg unser!"

„Apropos, Sieg", wandte ich mich wieder an sie. „Kann man in Ihrem vielgerühmten Sieg auch baden gehen?"

„Gewiß doch!" nickte sie eifrig. „Aber das ist nicht ungefährlich. Vor nicht allzulanger Zeit ging wieder einmal der ganze Kriegerverein baden. Viele Tote gab es damals. Einige hat es weit, weit nach Westen mitgerissen und erst bei Bonn wieder angespült. Es ..."

„Hat Ihnen übrigens unser Städtchen gefallen?" mischte er sich wieder ein. „Elegant, reich und schön,



ja? Wahrhaftig, wir brauchen uns hinter anderen Städten hier im Westen nicht zu verstecken."

„Eine schöne Fassade hat sie schon", setzte ich indes seelenruhig meine Unterhaltung mit ihr fort, dabei auf ein gewisses aufgeputztes Dämchen am Nebentisch weisend. „Aber ich hab einen Blick dafür: Außen Prunk und Pelz, doch zu Haus wochentags nur Margarine! Oben ehrbar, aber unten käuflich. Und die Zukunft ist noch unsicherer!"

„Aber, aber ...", begann er zu widersprechen, kam aber nicht weiter.

„Aber, aber!" äffte sie ihm nämlich nach. „Der junge Mann sagt die lautere Wahrheit, doch du willst sie nicht hören. Weshalb nicht? Weshalb? Du hast wohl Angst, dir deine Chancen zu verderben?" Und wütend sprang sie auf.

Da mußte auch er abrücken. Zuvor aber flüsterte er noch ärgerlich über den Tisch: „Die Weiber verstehen eben nichts von Politik."

Was wiederum ich nicht verstand; denn daß am Tisch keiner ein Wörtchen über Politik verloren hatte außer dem Dicken, kann auch seine nicht weniger vollschlanke Gattin bezeugen.

-th



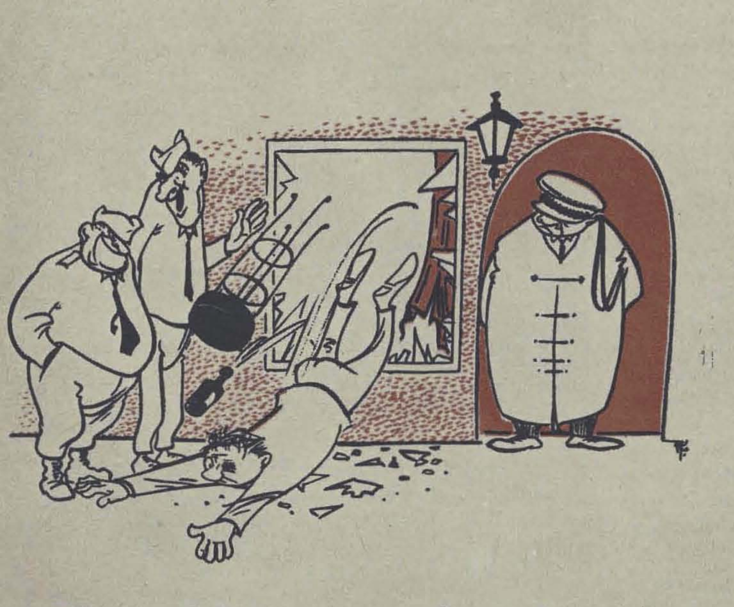
„Die Leute pfeifen, aber wollen nicht tanzen!"



Brandt: „Ja gerne, aber nur, wenn sie in der CDU sind!"

ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT

ISCHES



„O. K., Joe, rein hier! Das müssen unsere Boys sein, die da feiern!"



„Abstrakte Kunst?"
„Nein, Barhocker nach Besatzerbesuch!"

Das bunte Peleton

VON HERBERT WOLF

Eigentlich bedeutet Peleton soviel wie militärische Untereinheit, und das Adjektiv bunt hätte sich in früheren Zeiten gewiß nur auf die leuchtenden Farben der Wämser und Pluderhosen irgendwelcher Landsknechtshaufen bezogen. Seit jedoch DDR-Friedensfahrt-Reporter Nr. 1 Heinz Florian Oertel diesen Ausdruck vor Jahren zum ersten Mal ins Rundfunkmikrophon schleuderte, gehört er ebenso zu jener speziellen und von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Friedensfahrt-Lexik wie Konvoi und Etappe, Gelbes Trikot und Hungerast. Lassen wir also „das bunte Peleton" als Synonym für die farbenfrohe Fahrerschlange der Friedensfahrt gelten und als Motto über unserer kleinen Plauderei stehen.
In diesem Jahr werden die Giganten der Landstraße zum fünfzehnten Male jene Fahrt bestreiten, die unter dem Patronat der kleinen weißen Friedenstaube sich von bescheidenen Anfängen zum größten und schwersten Etappenrennen der Amateure entwickelt hat. Zur Jubiläumsfahrt aber scheint es notwendig und angebracht, einmal besonders jene Helden im Rennsattel zu würdigen, die als Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Friedensarmeen ihrer sozialistischen Länder dafür sorgen, daß die kleine weiße Taube gut gepanzert ist.



Seinetwegen standen sich in den Etappenorten schon viele Autogrammsammler die Beine in den Bauch. Seine Unterschrift ist so begehrt, daß einige ganz Kühne bereits auf die verrücktesten Ideen verfielen, um die wachsamen Ordner zu überlisten. Einer machte es so: Angetan mit einem weißen Arztkittel, setzte er sein strengstes und würdigstes Gesicht auf und marschierte mit einem Köfferchen unangefochten als vermeintlicher Medikus ins Hotel. Und so besitzt er heute folgendes Autogramm: „Unserem lieben Doktor zur Erinnerung – Viktor Kapitonow." Um diese Widmung eines Olympiasiegers und viermaligen Kapitäns der sowjetischen Friedensfahrt-Mannschaft zu bekommen, so meinte jener Frechdachs, sei ein kleiner Trick schon erlaubt. Wie das Beispiel zeigt, hatte Oberleutnant Kapitonow Verständnis dafür.
In dem Moskauer Offizier repräsentiert sich aufs Beste die Klugheit und Selbstlosigkeit der sowjetischen Radsportschule. Klugheit – weil es der sowjetische Mannschaftskapitän verstand, sein Kollektiv in ausgezeichneter taktischer Zusammenarbeit einmal zum dritten und dreimal zum ersten Platz in der Gesamtwertung zu führen; Selbstlosigkeit – weil er immer zugunsten der Mannschaft auf eine mögliche bessere Einzelplacierung verzichtete. Dennoch wurde Viktor Kapitonow 1957 Dritter, 1958 mit drei Etappensiegen Siebenter und 1961 Zweiter der Gesamteinzelwertung.





Bewundert und gefürchtet – Stadionspurt von Juri Melichow

Schauen wir uns die Etappensieger der XIV. Internationalen Radfernfahrt für den Frieden etwas näher an, dann stellen wir fest, daß erstmals von insgesamt dreizehn Etappensiegen nicht weniger als neun auf das Konto von Armeesportlern der sozialistischen Staaten kommen. Im einzelnen verteilen sie sich auf Melichow (4), Petrow (3) und Tscherepowitsch (1) aus der Sowjetunion sowie unseren Lothar Höhne (1) vom ASK Vorwärts Leipzig. Und als absolute Krönung des Ganzen erfuhr sich der Sowjetsoldat Juri Melichow zudem noch unangefochten das Gelbe Trikot des Gesamteinzelsiegers — fürwahr, eine stolze Bilanz.



Nentcho Christoff 1957 – der Sieger hat gut lachen



Ich erinnere mich einer kleinen Episode vor nunmehr fünf Jahren. Es war beim letzten Ruhetag der „Zehnten" in Görlitz. Dort wurde ich mit einem Mann bekannt, dessen Name damals in aller Munde war: Leutnant Nentcho Christoff aus der Volksrepublik Bulgarien, ein breitschultriger, kräftiger Südländer. Als wir auf seine Chancen für den Einzelsieg zu sprechen kamen, zeigte er nur auf seine Mannschaftskameraden und sagte: „Sie haben alles für mich gegeben!" Und seine Befangenheit, die sich stets bemerkbar machte, wenn von ihm selbst die Rede war, wich erst, als über das Thema Mannschaftssieg debattiert wurde. „Ich traue es Ihrer DDR-Mannschaft zu, die notwendige Zeit herauszufahren und den Sieg noch aus dem Feuer zu reißen", meinte er. Seine Prognose traf ein; auf der letzten Etappe nach Warschau konnten unsere Jungen um Täve Schur das Blatt noch wenden und die bis dato souverän vorn liegende polnische Vertretung bezwingen. Doch auch mein Tip bewahrheitete sich: Nentcho Christoff, der pechschwarze bulgarische Offizier, errang, obwohl er nur einen einzigen Etappensieg für sich verbuchen konnte, den höchsten Lorbeer im Einzelklassement.



In jenem Gespräch beim Ruhetag in Görlitz hatte Nentcho Christoff auch eine Frage an mich: „Wann werden denn zum ersten Mal Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR bei der Friedensfahrt starten?"

Ich berichtete damals von den bescheidenen Anfängen der Armeesportklubs Leipzig und Neubrandenburg und meinte scherzhaft: „Vielleicht bei der ‚Fünfzehnten'!"

Die Entwicklung ist schneller vorangeschritten als wir damals zu hoffen gewagt hatten. Mit Wolfgang Stamm im Querfeldein stellte die ASV Vorwärts in diesem Jahr ihren ersten Deutschen Meister im Radsport. Der Entschluß Egon Adlers und Lothar Höhnes, Soldaten der Nationalen Volksarmee zu werden, brachte es mit sich, daß der ASK Vorwärts Leipzig bereits 1961 mit zwei Genossen in der Friedensfahrt-Mannschaft unserer Republik vertreten war.

Egon Adler ist schon ein alter Hase. 1958 und 1959 errang er den fünften Platz der Gesamteinzelwertung beim „Course Cycliste de la Paix"; 1960 wurde er Siebenter und gehörte bei den Olympischen Sommerspielen zur „silbernen" DDR-Vertretung im Mannschafts-Zeitfahren. Sein erster Friedensfahrt-Start als Angehöriger der Nationalen Volksarmee nahm leider ein tragisches Ende. Mit einer schweren Magen- und Darmverstimmung, die ihm jeden Appetit nahm, quälte er sich über die ersten Etappen, verlor rapide an Gewicht und mußte schließlich vom Arzt aus dem Rennen genommen werden. Trotzdem ist sein Gesamtkonto beachtlich: Hinter fünf Etappenorten der Friedensfahrt-Geschichte steht sein Name als Sieger und dreimal fuhr er im Gelben Trikot des Spitzenreiters.

Lothar Höhne stürzte sich als Neuling der Friedensfahrt mit einer wahren Besessenheit in den Kampf. Er gewann mit „Rund um Warschau" gleich die erste Etappe, startete die zweite nach Olsztyn als „Gelber" und schlug sich auf der ganzen Fahrt tapfer. Die letzte Etappe von Brno nach Prag jedoch fuhr er mit einer ganz neuen Würde: Kurz vor dem Start wurde er — Vater eines kleinen Jungen.



Wer zählt sie, nennt die Namen?

Es sind ihrer viele, die zu mehreren Friedensfahrten neben ihrer sozialistischen Heimat auch die Armee ihres Landes vertraten — Kapitonow, Tscherepowitsch, Wostrjakow, Koledow, Klewzow und Petrow aus der UdSSR, Gazda und Podobas aus Volkspolen, der legendäre Jan Vesely aus der CSSR, Bobekoff aus Bulgarien . . .

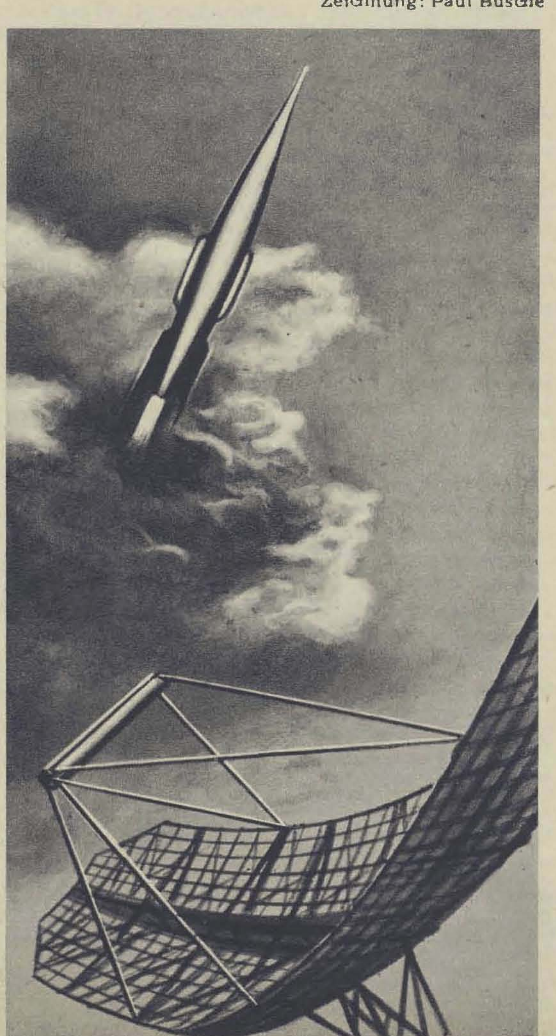
Sie alle sind treue, furchtlose Söhne ihrer sozialistischen Heimat — Soldaten des Volkes. Und ihr Kampf wird beflügelt von der Gewißheit, mit der Leutnant Nentcho Christoff 1957 über die „Armee-Rundschau" alle Soldaten der Nationalen Volksarmee grüßte und die auch heute wieder über der „Fünfzehnten" steht: „Die Sache, in deren Namen die Fahrt organisiert wird, der Frieden, wird siegen!"

Die USA und der Weltraumkrieg

VON HEINZ MIELKE

Es gibt eine bemerkenswerte These, die im Zusammenhang mit amerikanischen Weltraumprojekten immer wieder in der „freien" Welt auftaucht oder besser gesagt aufgewärmt wird. So auch wieder nach dem Flug des ersten amerikanischen Raumpiloten J. H. Glenn. Bemerkenswert, nicht weil sie von objektiver wissenschaftlicher Bedeutung wäre, sondern weil sie vielmehr einen tiefen Blick in die grundlegenden Motive erlaubt, die der amerikanischen Raketenforschung von Anfang an das Gepräge gaben. Die erste Version dieser These hieß:
Wer als Erster über interkontinentale Trägerraketen mit Kernsprengladung verfügt, der kann sich zum unbeschränkten Herrscher über die Erde aufschwingen. Diese Version wurde allerdings zu einer Zeit geboren, als die Sowjetunion noch nicht offiziell mit großen astronautischen Trägerraketen in Erscheinung getreten war, und man war in „Gottes eigenem Land" natürlich der Ansicht, daß nur die USA dieser Erste sein könnten, der den großen Knüppel zum „Segen" der Menschheit schwingen würde.

Zeichnung: Paul Busche



Als sich nun aber unter dem Eindruck der überragenden sowjetischen Raumfahrterfolge herausstellte, daß die USA das Rennen um diese „Superwaffe" verloren hatten und die Sowjetunion — der Sieger in diesem Wettlauf — allerdings gar nicht daran dachte, im Sinne der antihumanistischen These militaristischer Militärtheoretiker zu verfahren, zog man in den USA daraus nicht etwa den einzig richtigen Schluß, nämlich den unsinnigen Raketenwettlauf um „Superwaffen" einzustellen, man schuf vielmehr eine neue Variante der alten These. Zweite. Version: Wer als Erster Raketenwaffen mit Kernladungen einsatzfähig im Weltraum hat (Plattform-Satelliten als Atomraketenträger oder vielleicht sogar den Mond als Stützpunkt), der beherrscht die Erde. Grund für die zähen Wiederbelebungsversuche an der alten These glaubte man deswegen haben zu dürfen, weil sich die Sowjetunion, trotz ihrer sensationellen raketentechnischen Erfolge in der Raumfahrt, bisher jedes waffentechnischen Experiments im Weltraum enthalten hat und darüber hinaus immer wieder zu Abkommen über eine ausschließlich friedliche Nutzung des Weltraums aufruft. Man spekuliert in den USA und ihren Vasallenstaaten einfach darauf, daß die Zurückhaltung der Sowjetunion vielleicht den USA doch noch das Zuvorkommen mit dem ersten waffentechnischen Experiment im Weltraum gestatten würde. Geleitet von den Phantasieprodukten gewisser Autoren utopischer Romane begann man in den USA eine systematische Kampagne um den „Weltraumkrieg".
Wie steht es nun aber eigentlich vom objektiven wissenschaftlichen Standpunkt aus mit diesem, in schlechten Zukunftsromanen schon so oft schauerlich ausgemalten „Krieg aus dem All"? Zunächst einmal könnte man die Frage stellen, welche Arten einer Waffenwirkung aus dem Kosmos und damit welche Typen von Startplattformen sind gemeint. Sie wurden schon kurz erwähnt: Künstliche Satelliten und Mondstationen. Bleiben wir zunächst bei den Satelliten, von denen aus Atomraketen gegen Erdziele eingesetzt werden sollten. Dabei soll gleichgültig sein, ob die Satelliten unbemannt oder bemannt gedacht sind. In jedem Fall würden sie nur dauerhafte Bahnen einhalten, wenn sie in beträchtlichen Entfernungen von der Erdoberfläche umliefen (etwa 1500 km und darüber). Damit müßten sie jedoch ständig in den Einflußbereich der Strahlungsgürtel der Erde vordringen. Weiterhin müßte ihre Zahl außerordentlich groß sein, wenn zu jeder Zeit alle strategisch wichtigen Punkte des Gegners erreichbar sein sollen, weil das Lenkmanöver für eine Satelliten-Boden-Rakete keinen beliebigen Zielanflug gestattet. Außerdem müßten laufend für alle Trägersatelliten und ihre Raketen komplizierte Steuerungs-

(Fortsetzung auf Seite 51)

LKW 0,25 Mp gl Auto-Union Westdeutschland



Taktisch-technische Daten

Masse (gesamt)	1575 kg
Masse (leer)	1245 kg
Länge über alles	3445 mm
Breite	1500 mm
Höhe	1735 mm
Bauchfreiheit	320 mm
Kletterfähigkeit	200 mm
Steigfähigkeit	50 %
Watfähigkeit	500 mm
Geschwindigkeit (max.)	95 km/h
Geschwindigkeit (min.)	3 km/h
Wendekreis	11,5 m

Der LKW 0,25 Mp gl Auto-Union wurde aus dem PKW Auto-Union 3-6 entwickelt. Der Hersteller ist die Auto-Union GmbH Ingolstadt. Das Fahrzeug ist für Führungszwecke, Funk- und Wartungsaufgaben bestimmt. Es hat einen wassergekühlten 44-PS-Otto-Motor (3 Zylinder) und vier angetriebene Räder. Der Kübelaufbau ist aus Stahlblech mit Klappverdeck und 4 Sitzen. Seine Geländegängigkeit, einfacher Aufbau und die Anspruchslosigkeit der Wartung machen das Fahrzeug für seinen Bestimmungszweck gut geeignet.

Bist du im Bilde?

Hand aufs Herz! Den richtigen Kfz.-Typ aus den verschiedenen Bildausschnitten herauszupicken, ist schon etwas schwieriger als das bei den Panzern war, stimmt's? Doch wie wir unsere Mitspieler kennen, stecken sie nicht auf. Das beweist vor allem die ständig steigende Anzahl der Einsendungen. Auch dieses Mal ist es ein NATO-Kraftfahrzeug, das wir im Typenblatt vorstellen und das in den sieben Bildausschnitten wiederzuerkennen ist. Schreibe uns bitte die Lösung – Nr. des Bildausschnittes – auf eine Postkarte und sende sie bis zum 28. 5. 62 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"

Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden durch das Los drei Gewinner ermittelt, die 50,–, 20,– und 10,– DM als Prämie erhalten.

Auflösung aus „AR" 3/1962

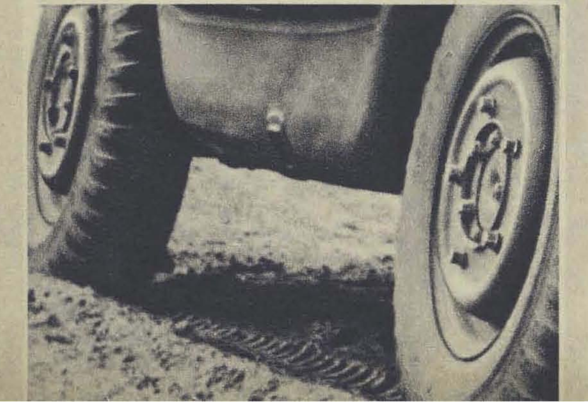
Die Bildausschnitte 2, 5 und 7 zeigten den M 41. Die Gewinner der 3. Folge sind:

Klaus Witte aus Klosterfelde/Bln.	50,– DM
Heinz Mürmel aus Schönebeck/E.	20,– DM
W. Pätsch aus Leipzig	10,– DM

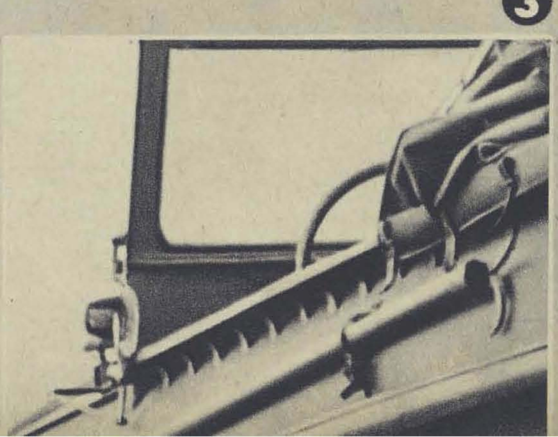


1





3















ARMEE-RUNDSCHAU 5/1962 | TYPENBLATT | FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Robur 30 K
DDR



Taktisch-technische Daten

Masse	2700 kg
Nutzlast (im Gelände)	1000 kg
Länge	5750 mm
Breite	2200 mm
Höhe	2560 mm
Bodenfreiheit	280 mm
Watfähigkeit	820 mm
Motor	Viertakt-Otto, 4 Zyl. stehend Reihe, Allradantrieb
Höchstgeschwindigkeit	80 km/h

Der Zittauer Robur 30 K ist in der Nationalen Volksarmee als Pritschen-, Koffer- oder Krankenwagen anzutreffen. Sein Verwendungszweck besteht im Einsatz als leichtes Zugmittel, Nachrichtenfahrzeug und Transportmittel. Gute Geländegängigkeit und Steigfähigkeit zeichnen den 30 K besonders aus. Der 30 K ist wie der LO 1800 A ein robustes Fahrzeug.

Die USA und der Weltraumkrieg

(Fortsetzung von Seite 48)

programme für den jederzeit notwendigen Zielanflug errechnet werden. Die umlaufenden Trägersatelliten bieten demgegenüber entsprechenden Abwehrraketen ein bequem vorauszuberechnendes manövrierunfähiges Ziel. Zu allem kommt aber noch der physikalische Unsinn, eine Last erst mit großem Aufwand bis auf einige tausend Kilometer von der Erde fortzutransportieren, nur um sie dann später wieder mit großem Aufwand zur Erde zurückzubefördern.

Und der Mond als Startbasis von atomaren Kampfraketen? Der Gedanke daran ist so unsinnig, daß man nur annehmen kann, seine Interpreten spekulieren auf die Unwissenheit ihrer Mitmenschen. Man braucht sich nur zu vergewissern. welcher Zeitaufwand zu einem derartigen Einsatz notwendig wäre, um den ganzen Unfug zu erkennen. Mindestens rund 30 bis 35 Stunden würde eine Rakete vom Mond zur Erde benötigen. Eine interkontinentale Fernrakete braucht nur etwa gleichviel Minuten bis ins Ziel. Die Krone des Unsinns wäre es jedoch, eine Kampfrakete erst mühsam bis zum Mond zu transportieren, nur um sie dann mit nicht geringeren Mühen von dort wieder zur Erde zurückfliegen zu lassen. Man sieht also, wie kränklich der „Weltraumkrieg" schon bei seiner Geburt aussieht.

Aber wenn die Dinge so liegen, warum versucht man dann in den USA und anderen Ländern ihn der Bevölkerung so „schmackhaft" zu machen? Die Antwort darauf ist sehr einfach. In den USA ist die Raketenindustrie mit all ihren Zubringerentwicklungen zum größten Geschäft aller Zeiten geworden. Fast stündlich entstehen neue Unternehmen oder gründen Interessengruppen neue Zweigstellen. Alle wollen sie ein möglichst großes Stück aus dem großen Kuchen des Militärhaushalts, denn in den USA lag ja von Anfang an fest: Rakete = Waffe. Darum müssen also jetzt auch Raketenwaffen für den Weltraum propagiert werden. denn den Weltraum nur als Tummelplatz einer friedlichen Raketen- und Raumflugtechnik anzuerkennen, würde ja bedeuten, für diesen Bereich auf die fetten Pfründe des Militärhaushalts zu verzichten und sich mit den mageren Mitteln zu begnügen, die den friedlichen Forschungen in den USA bewilligt werden.

Hinzu kommt noch, daß die USA gern ihre wankende Autorität bei ihren Verbündeten wieder etwas stärken möchten.

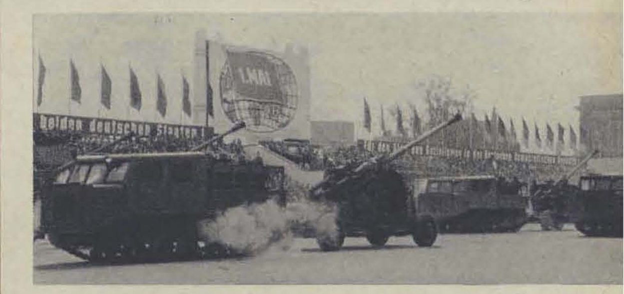
Inzwischen hat allerdings die Sowjetunion eine vertretbare und zweckmäßige Möglichkeit gefunden, unter Ausnutzung erdnaher Satelloidenbahnen (siehe nächstes Heft) mächtige Kernwaffenschläge aus allen Richtungen und gegen jeden beliebigen Punkt der Erde zu führen. Man kann darauf gespannt sein, welche neuen „Theorien" man angesichts der sowjetischen Globalraketen nun in den USA zum Aufpolieren des eigenen Prestiges ausbrüten wird.

Das FOTO für Sie

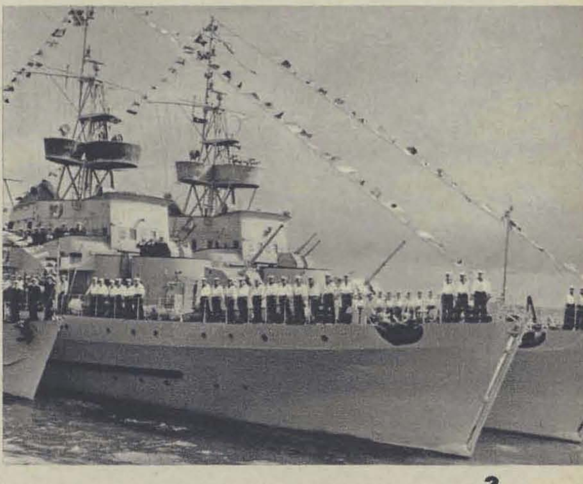
Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2



3

Das FOTO für Sie 5/62	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Rede am Grabe des Musketiers

VON FRANZ GAUDY

Gaudy (1800—1840) zählt zu jenen Schriftstellern, die wir 48er, geistige Wegbereiter der Revolution von 1848 nennen. Die nachfolgende Satire (gekürzt) ist eine durch die damaligen Verhältnisse bedingte literarisch verkleidete Kritik an Kadavergehorsam und Menschenverachtung des preußischen Militarismus, dessen historische Konsequenz der Faschismus und die Naziarmee bzw. dessen Neuauflage, die Bundesrepublik und die Bundeswehr, sind.

Geliebte Zuhörer!

Stillgestanden!

Ich, Achaz Fridolin von Friedenshold, Kapitän und Kompaniechef im 73. Hochlöblichen Infanterie-Regiment, will und werde jetzt am Sarge unseres dahingeschiedenen Kameraden, des Musketiers Gottfried Gröbel — hieß er nicht so, Feldwebel?

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Also vor meiner Kompanie eine kurze passende Rede halten. Der Offizier soll auch eine Leichenrede zu halten imstande sein. Überdem hat der Major es mir aufgetragen — und dies ist der schlagendste Grund. Was unser Vorgesetzter uns heißt, muß geschehen!

Zuerst also laßt mich die wirklichen oder doch leicht möglichen Verdienste des verstorbenen Musketiers Gottfried Gröbel beleuchten! Auch ich kannte ihn nur wenig oder gar nicht, und dies Wenige nur aus dem Nationale, welches ich jetzt vorzulesen gedenke. — Feldwebel, das Nationale!

So höre denn, geliebte, unterhabende Kompanie: Name: Gottfried Gröbel. Geburtsort: Nieder-Floriansdorf bei Deckelstädt. Konfession: Evangelisch. Alter: 21 Jahre, 4 Monate. Dienstzeit: 1 Jahr, 7 Monate. Straf-Verzeichnis: 8 Tage strenger Arrest wegen Verdachts des Diebstahls.

Nur wenigen Stoff bietet obriger Lebensabriß des Verstorbenen dar, aber auch dieses Wenige verschmäht der denkende Mann nicht, und bekleidet — dem Geschichtsforscher gleich, dem eben so wenig, und wohl gar noch weniger, von dem Leben mächtiger Fürsten gegeben ist, und der dessenungeachtet gewichtige Bände über ihre wirklichen oder doch denkbaren Verdienste zusammenstellt — das magere Gerippe mit dem leuchtenden Schmucke der Beredsamkeit.

Gottfried Gröbel, der eheliche oder uneheliche Sohn eines biedern, rechtschaffenen Dreschgärtners, Kossaten, Häuslers, Kotsassen oder eines ähnlichen Lumpenkerls, erblickte in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit in dem Dörflein Nieder-Floriansdorf das Licht. Ohne Sorgen, ohne Kummer, fern von dem prunkenden Gewühl der Welt und ihrem trügerischen Schimmer flossen die ersten Tage seiner Kindheit still, wie ein Bächlein über Silbersand, dahin.

Doch so wie dieses Bächlein sich bald in den schlammigen Ententümpel ergießt, so wurde der Entschlafene auch gar bald dem schuldlosen Traume der Kindheit entrissen, um in des praktischen Lebens Morast sich zu tauchen und als thätiger Bürger des Staats aufzutreten und getreten zu werden. Er bezog die Universität des Dorfes in seinem sechsten Lebensjahre und brachte es in des Winters kurzen Tagen — denn im Sommer mußte unser Student Gänse hüten —, in dem kurzen Zeitraum, der zwischen erwähntem sechsten und dem vierzehnten Lebensjahre liegt, in dieser, unter Prügeln und Erbsenknien, Pferdeschwemmen und Äpfelstehlen, schnell in das Meer der Ewigkeit geflossenen Zeit, durch lebendige Auffassungsgabe und durchdringende, zweckmäßig geleitete Verstandeskräfte so weit, daß er des Vaterunsers inhaltsschönen Vers: „Gieb uns unser täglich Brot!" begreifen, dem Gedächtnisse einzuverleiben vermochte und überdem seine drei Kreuze an Namens statt malen lernte.

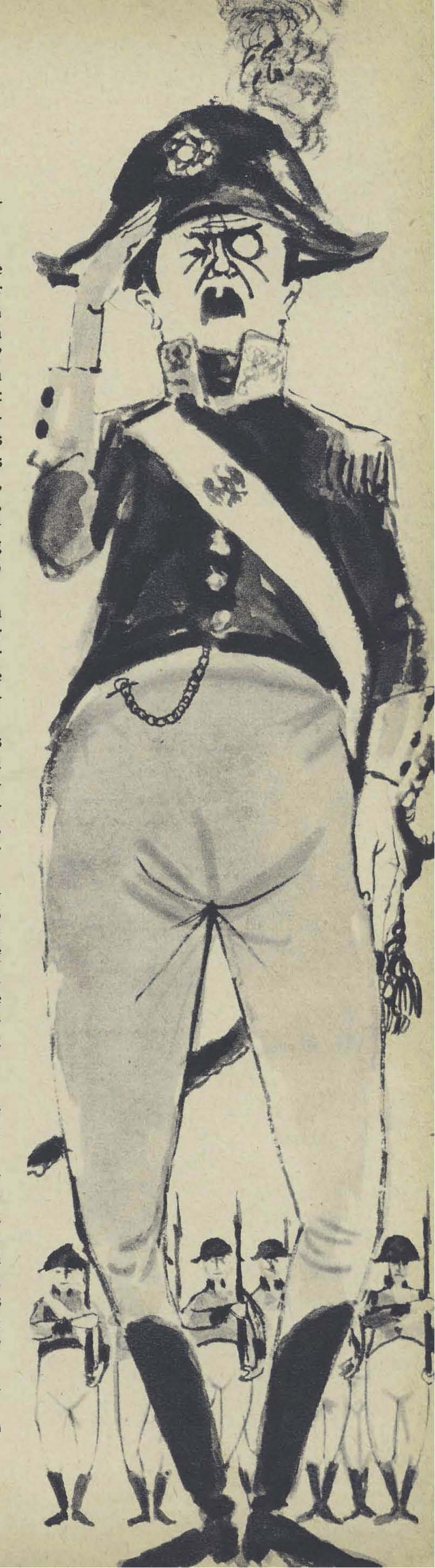
Ein neuer Lebensabschnitt beginnt mit seinem vierzehnten Jahre: er wurde konfirmiert. Mit gewaltigem Blumenstrauße im Knopfloche, mit den neu vorgeschuhten Stiefeln seines würdigen Vaters bekleidet, erbaute er die Gemeinde durch sein ehrfurchtsvolles, eines Trappisten würdigen Schweigen bei jeder von dem Pastor an ihn gerichteten Frage. Gern hätte der pedantische Diener des Herrn ihn einem neuen Kursus, einer neuen Prüfung unterworfen, allein er war gezwungen, ihn, seiner Leibeslänge halber, die ihm auch späterhin eine ehrenvolle Stelle als Mitglied des ersten Gliedes meiner Kompanie errang, zu konfirmieren. Jetzt durfte Gottfried trotzig mit langer Pfeife und perlgestickten Quasten an derselben ins Wirtshaus gehen, durfte zur Groß- und Kleinmagd schleichen und ins Hundeloch gesteckt werden — kurz, er war ein gemachter Mann und genoß alle Vorrechte eines Staatsbürgers. — Alles dieses durch die Zauberformel der Konfirmation. Man leugne nun noch den mächtigen Einfluß der Religion auf das Volk, wenn man kann! — Ungeduldig überfliege ich fünf Jahre aus dem Leben eines Hofeknechts und eile zu dem strahlenden Zeitpunkte, wo der Selige den Armen seiner schluchzenden Angehörigen durch den Ruf in den Tempel des Ruhms, durch die Stimme des Landrates entrissen wurde; wo er die Mistgabel mit der Muskete vertauschte, mit einem Worte: wo er Soldat wurde.

„Dort vergiß leises Flehn, süßes Wimmern,
Dort, wo Lanzen und Schwerter dir schimmern"

Jetzt, andächtige Zuhörer, jetzt tritt der Moment ein, wo der Lobredner das nebelumhüllte Reich der Sagenwelt verlassen und aus dem lauteren Quell der Selbsterfahrung schöpfen darf. Von jetzt an lebte und webte ja der Entschlafene unter meinen und seines Unteroffiziers Augen. Täglich erblickte, täglich begrüßte ich ihn beim Exerzieren

Gottfried Gröbel

und beim Appell — Ach, es ist mir, als sähe ich ihn noch! — Feldwebel, hatte der Gröbel nicht rote Haare?
„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
Ganz richtig. — O, verklärter Rotkopf, den schon bei Lebzeiten eine glänzende, kaum zu verdeckende Glorie umfunkelte. Weniger Monate, weniger Schläge bedurfte es nur, um dich, du Guter, zum vollkommenen Soldaten auszubilden! Soll ich sie rühmen, soll ich sie tadeln, die schnell erworbene Fertigkeit, Kommißbrot zu essen? Ach! es war selige Vorahnung, die dich in deinen Kinderjahren den Vers: „Gieb uns unser täglich Brot!“ so andächtig beten ließ: es ist dir geworden, das erflehte Brot, das schönste — das Fürstliche! Du dachtest nie!! — O trefflicher, einziger Soldat! Welches Lob ließe sich wohl diesem erwähnten gleichstellen? Welches höhere ließe sich ersinnen? — Nein, es ist erschöpfend! — O gewiß, teurer Verklärter, du hättest es bis zum wirklichen Gefreiten, wohl gar noch höher bringen können — wenn nicht der unerbittliche Tod deinen Leichenmarsch getrommelt und dich zu frühzeitig aus dem Tempel des Nachruhms entrissen hätte! — Doch auch Patroklus mußte sterben und war mehr wie du!
Gerührt, und die störende Begebenheit, welche dem Seligen oben erwähnte acht Tage strengen Arrest zuzog, mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckend, schreite ich zum zweiten Teil meiner Rede, um in eure ungläubige Ohren einige passende eindringliche Worte: „Über die wahrhaft glückliche Lage des gemeinen Soldaten“ fallen zu lassen.
Bedarf es eines anderen Zeugnisses, geliebte Kompanie, bedarf es eines andern Zeugnisses für euer Glück, frage ich, als des bloßen Hinblickes auf mich und euch? Als des Hinblickes auf die zärtlichste Eintracht, die wechselseitige Liebe, die rührendsten Aufopferungen, welche wir einander bringen? — Will der Schlingel, der Tambour wohl still stehen! Feldwebel, er thut eine Strafwache!
Musketiere, ich liebe euch wie meine Brüder, und nenne euch deshalb alle du! — Preiset euren Landesherrn und euer Glück, daß die Prügel abgeschafft sind und nur noch inkognito fallen dürfen! Preiset meine Gnade und euer Glück, daß ich euch nächtlich auf behaglichen Strohsäcken, statt auf scharfkantigen Latten schlafen lasse! Preiset euer Glück und meine aufgeklärte, vorurteilsfreie Denkungsart, die mich bestimmt, euch Kameraden und nur ausnahmsweise: Lümmel, Flegel usw. zu nennen! Dies alles erwägt reiflich — ich glaube gar, es fängt an zu regnen, Feldwebel?
„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
Das wäre eine verfluchte Geschichte, ich habe meine neue Schärpe um. — Werde er nicht ungeduldig, Totengräber, ich bin gleich fertig.
Also, wo bin ich stehen geblieben? Ja richtig, bei der außerordentlichen, ja wahrhaft lächerlichen Humanität, mit welcher ihr behandelt werdet. Soldaten, wie könnt ihr dies alles vergelten? Nicht genug damit! Der Fürst nährt euch mit dem obenerwähnten Pumpernickel, er sorgt huldreichst für tägliche Bewegungen, er erlaubt euch, ihr wahren Freiherren! vom Wecken bis zum Zapfenstreich umherlaufen zu dürfen, er — hol' mich der Teufel, Feldwebel, das regnet ernstlich. — Na, so will ich denn meine Rede schließen, um so mehr, da ihr Hundsfötter doch nicht auf meine Frage, wie ihr alle diese Wohltaten vergelten wollet, antworten könnt.
So werft denn rasch eine Handvoll Erde auf den Sarg des Verstorbenen. Und nun: „Marsch, nach Hause!“ —



Zeichnung: Horst Bartsch



Die Funkmeßstation in der Gefechtsstellung. Verschiedene Aggregate, Transport- und Zugmittel gehören zum Gesamtkomplex einer solchen Anlage.

Ausschnitt aus dem Antennensystem. Über Hohlleitersysteme (links) wird die Energie dem Strahler (Kästchen links oben) zugeführt. Von hier wird sie gegen den Reflektor gestrahlt, um in den Luftraum reflektiert zu werden.



Argusaugen

Irgendwo in unserer Republik, sozusagen „jotwedeh", an einem Punkt mit den Koordinaten x/y, erkennt der aufmerksame Beobachter schon aus geraumer Entfernung auf einer kleinen Erhebung ein großes, sich um seine eigene Achse drehendes Gerät. Es ist ein Koloß aus Stahl und Eisen. Die daran erkennbaren, untereinander angeordneten parabolischen Spiegel geben darüber Auskunft, daß es sich um eine Funkmeßstation (Radarstation) handelt. Sie gehört zum System der Luftverteidigung der DDR und wird zur Luftraumaufklärung oder zur Leitung der eigenen Jagdfliegerverbände eingesetzt.

Betrachten wir uns diese Station etwas genauer. Die Kabine, so heißt der oben genannte Koloß, ist nur ein Teil der Station. Um sie herum stehen weitere Fahrzeuge. Einige sind durch starkes flexibles Kabel mit der Kabine verbunden und stellen in ihrer Gesamtheit die Station dar. Die übrigen Fahrzeuge sind als Transportmittel ausgerüstet und haben deshalb keine elektrische Verbindung zur Kabine. Auf ihnen werden bei Verlegungen der Station die Antennenspiegel sowie Ersatzteile verladen.

Die Station hat die Aufgabe, Flugzeuge in mittleren und großen Höhen innerhalb des Auffassungsbereiches nach Rich-



Der Funkorter am Sichtgerät. Übung und Erfahrung gehören dazu, um sicher das Ziel ausfindig zu machen.

DER LUFTVERTEIDIGUNG

tung und Entfernung festzustellen und auf den Sichtgeräten (Bildröhren) zur Anzeige zu bringen.

Zur Höhenbestimmung von Flugzeugen wird ein anderer Stationstyp herangezogen.

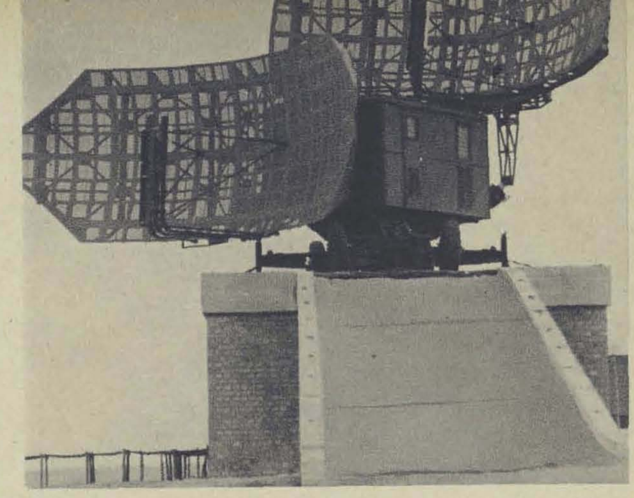
Zu den Hauptteilen der Station gehören die Sende-Empfangseinrichtung, die Sichtgeräte, die Zusatzgeräte und die Stromversorgung.

Die Sende-Empfangseinrichtung ist in der Kabine untergebracht, um die Zuleitungen zur Antenne so kurz wie möglich zu halten. Über einen elektronischen Umschalter wird das Antennensystem sowohl als Sende- als auch als Empfangsantenne ausgenutzt.

Die Sichtgeräte mit den Steuer- und Kontrolleinrichtungen sind in zwei Spezial-Kfz. untergebracht. Von hier aus kann der Stationsleiter die gesamte Station fernbedienen und ihre Funktion überwachen. Je nach Bedarf werden durch Funkorter die entsprechenden Sichtgeräte in Betrieb genommen. Durch sie werden die auf den Bildschirmen dargestellten Impulse analysiert und zur Auswertung weitergegeben. Zu den Zusatzgeräten der Station gehören das Freund-Feind-Kennungsgerät und die Übertragungsanlage.

Mit Hilfe des Freund-Feind-Kennungsgerätes wird überprüft, ob das aufgefaßte Flugzeug zu fremden oder zu den eigenen Streitkräften gehört. Die Übertragungsanlage ermöglicht das zusätzliche Aufstellen von Sichtgeräten in größeren Entfernungen von der Station.

Die Stromversorgung der Station erfolgt durch zwei Aggregate mit einer Leistung von 30 KVA, die abwechselnd in Betrieb genommen werden können.

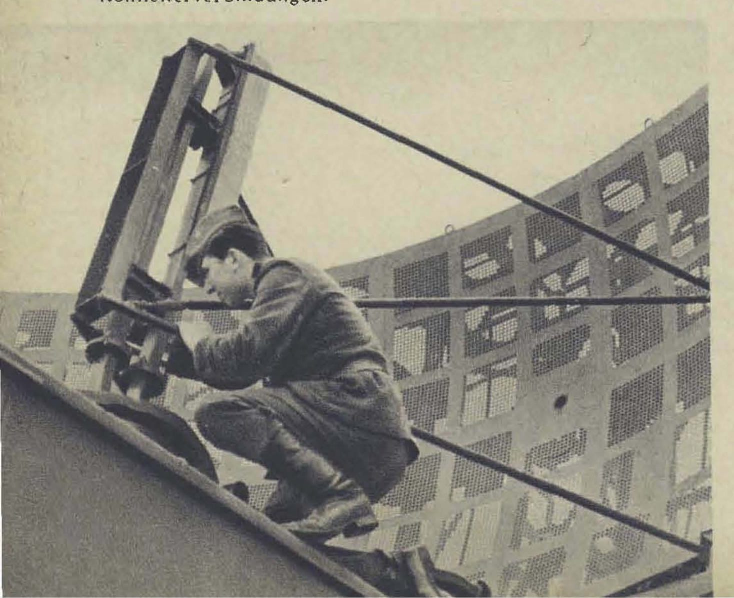


Gesamtansicht der Kabine mit Sende- und Empfangseinrichtung sowie Antennensystem.



Am Sichtgerät. Der Stationsleiter überwacht die Arbeit des Funkorters, der die Werte über Funk an den Gefechtsstand weitergibt. Gleichzeitig kontrolliert er am Steuerpult das Funktionieren der Geräte in der Kabine.

Gründliche Kontrolle, Pflege und Wartung sind Voraussetzung für ständige Einsatzbereitschaft. Ein Funkorter überprüft die Hohlleiterverbindungen.

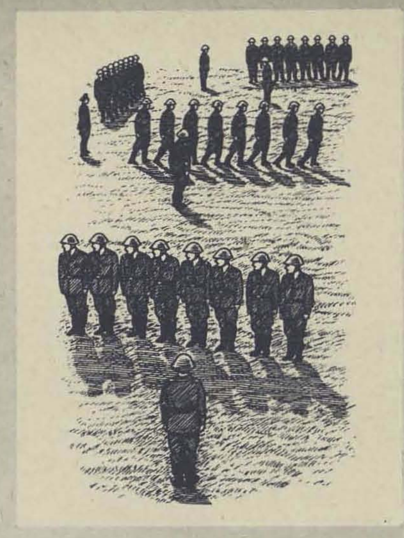


Die Bedienung der Station verlangt eine hohe fachliche Qualifikation. (Zur einwandfreien Funktion tragen etwa 1000 Elektronenröhren bei — im Fernsehempfänger allein befinden sich etwa 30 davon.)

Nicht nur deshalb muß das Kollektiv der Besatzung, das sich aus Funkortern, Mechanikern und Technikern zusammensetzt, über ausgezeichnete Spezialkenntnisse verfügen, um die Technik in allen Einzelheiten zu beherrschen und zu nutzen. Daß die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der funktechnischen Truppen der Luftverteidigung diese Technik meistern und alle an sie gestellten Aufgaben zuverlässig erfüllen, ist Ehrensache. *D. R.*

11

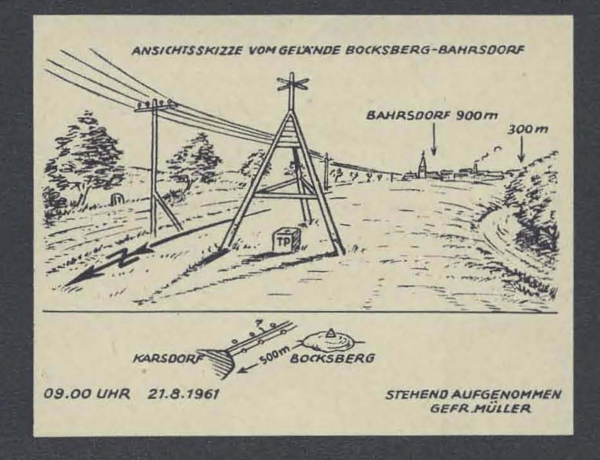
KLEINER RUSSISCH-LEHRGANG



„Gruppe antreten!"
Отделение - стройся („atdilenjä — ßtroisja!") hallt die Stimme des Gruppenführers über den Exerzierplatz. Wir aber wollen ihm zuhören und wichtige Kommandos auf russisch lernen. Dabei haben wir zu beachten, daß die russische Kommandosprache genauso traditionsgebunden ist wie die deutsche, das heißt: Der russische Wortlaut stimmt durchaus nicht immer mit dem der entsprechenden deutschen Kommandos überein. Das gilt natürlich auch für jene Kommandos, die wir in den nächsten Folgen veröffentlichen.

смирно!	*ßmi'rna!*	**Stillgestanden!**
равняйсь!	*rawnja'is!*	**Richt' euch!**
равнение направо!	*rawne'njä napra'wa!*	**Augen rechts!**
равнение налево!	*rawne'njä naljä'wa!*	**Die Augen links!**
равнение на середину!	*rawne'njä na ßiridi'nu!*	**Augen geradeaus!**
вольно!	*wo'lna!*	**Rührt euch!**
направо!	*napra'wa!*	**Rechts um!**
налево!	*naljä'wa!*	**Links um!**
кругом!	*krugo'm*	**Kehrt!**
отделение — стой!	*atdile'njä ßtoi!*	**Gruppe halt!**
разойдись!	*rasaidi's!*	**Wegtreten!**

Wenn man's kann, ist's nicht schwer



Da fiel uns doch kürzlich die Ansichtsskizze des Geländes Bocksberg-Bahrsdorf in die Hände, die der Gefreite Müller aufgenommen hatte. Sauber gezeichnet, das muß man bestätigen, ordentlich und übersichtlich. Leider sind dem Gefreiten Müller zwei entscheidende Fehler unterlaufen, die er bei genügender Aufmerksamkeit nicht gemacht hätte. Euch wäre das natürlich nicht passiert – oder?
Schaut mal nach, ob ihr die Fehler findet. Aber erst dann nach der Lösung sehen!

LÖSUNG:

1. Die Beschriftung TP ist immer an der Südseite des Steines eingemeißelt (siehe Nordpfeil!).
2. Da die Skizze um 9 Uhr aufgenommen wurde, kann der Schatten nicht nach Norden fallen. Erst mittags 12 Uhr ist das so.

Wenn das Mandelbäumchen blüht

(Fortsetzung von Seite 38)

jetzt wohl täte, wie sie die kalten Winterabende verbrächte. Ihm erschien ihr zartes, nachdenkliches Gesicht im Schein der Petroleumlampe. „Sie sind doch immer noch so niedergeschlagen, Leutnant... Eigentlich müßte ich Ihnen ja zürnen."

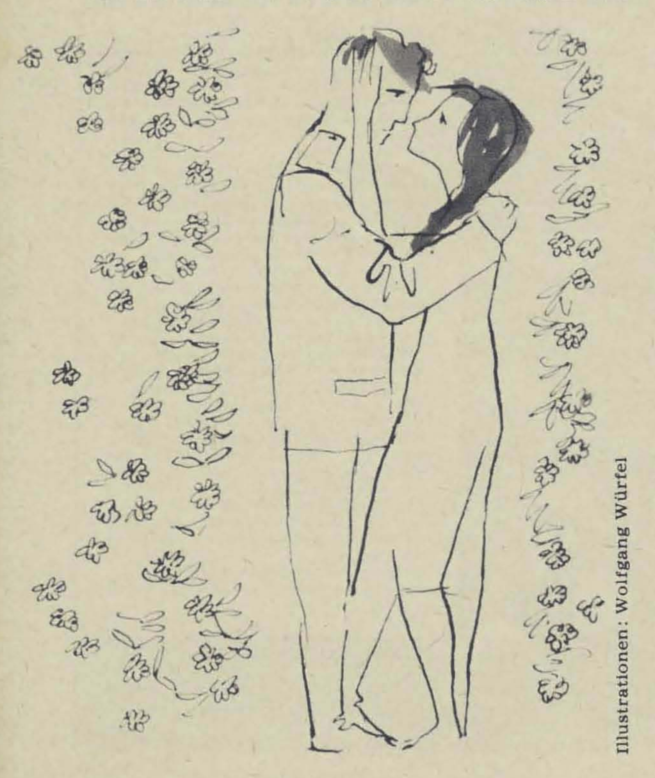
Und ein fieberhaft verzweifelter Gedanke drang plötzlich in sein Hirn: Wenn ich doch dort hinauf gehen könnte! Man brauchte nur den Kommandeur zu überreden...

Verrückte Träume! Er mußte das Frühjahr, vielleicht sogar den Sommer abwarten. Erst dann würde er sie sehen. Er würde sie sehen. Doch was sollte sich daraus ergeben? Weshalb sollte sie unbedingt seine Liebe erwidern? Vielleicht hatte sie schon einen Freier. Auf der biologischen Station gab es ja auch junge Männer, und die waren bestimmt nicht schlechter als Leutnant Morosow. Weshalb also warten? Gewiß war das sinnlos und dumm...

Und doch erwartete er mit Ungeduld den Frühling. Der Frühling kommt in den Bergen spät. Die brennende Sonne taut den Schnee weg, von den Hängen stürzen krachende Lawinen herab. In den Schluchten donnert Geröll. Und zwischen den Steinen spießen die zartgrünen Zweige des Geißblatts hervor.

Gegen Abend rief Major Glustschenko Morosow zu sich ins Geschäftszimmer. Er musterte den Leutnant lange und sagte dann:

„Es ist keine gewöhnliche Sache, Genosse Morosow. Sie erinnern sich an jene Brücke am Kijak. Das Geröll hat sie zerstört. Die biologische Station ist völlig von uns abgeschnitten. Und mit der Verpflegung geht es bei ihnen zu Ende. Die Mitarbeiter bitten, daß wir ihnen helfen. Ich denke, Sie werden es schaffen. Nehmen Sie sich Leute – und ab in die Berge!"



Illustrationen: Wolfgang Würfel

Morosow spürte sein Herz schlagen. Doch er unterdrückte seine Freude, wiederholte den Auftrag und ging.

Ja, die Brücke am Kijak war völlig zerstört. Morosow schätzte rasch die Lage ein. Man mußte am Seil hinüberklettern, Stangen in den Felsspalt einschlagen und Steinplatten darauflegen. Aber weshalb hatte der Kommandeur diese Arbeit gerade ihm aufgetragen?

Zum Nachdenken blieb jedoch keine Zeit. Die Grenzsoldaten machten sich sofort ans Werk. Zwei Tage rammten sie die Stangen in den unnachgiebigen Felsen und bestreuten sie mit Erde. Es kam eine sehr stabile Brücke zustande, und Morosow beschritt sie als erster zur gegenüberliegenden Seite. Dort empfingen ihn die Biologen. Und unter ihnen war sie. Den Leutnant durchfuhr ein freudiger Schreck, als er sie sah. Doch seltsamerweise empfand er jetzt keine Verwirrung mehr. Tanja reichte ihm die Hand, und er drückte sie lange in seinen von Erde beschmutzten Händen.

So hatte sich endlich sein Traum erfüllt – er war Tanja begegnet. Jetzt war er glücklich, unendlich glücklich. Jene andere existierte nicht mehr für ihn. Tanja glühte förmlich, nur ihre gleichmäßigen Zähne schimmerten weiß. Er bemerkte auch, daß sie während des Winters schmaler geworden war.

„Wir haben nicht gerade üppig gelebt", sagte sie lächelnd. „Doch jetzt seien Sie uns von Herzen willkommen... Bei uns blühen schon die Mandelbäumchen."

Interessiert besichtigten die Grenzsoldaten den ungewöhnlichen Garten in den Bergen. Sibirische Äpfel, Maulbeerbäume, blühende Aprikosenbäume – alles rief ihr Entzücken hervor. Nur der Soldat Scharipow ging mit nachdenklichem Gesicht umher. Er suchte irgend jemand. Wo mochte nur Tanja stecken? Und auch Leutnant Morosow war wie vom Erdboden verschwunden.

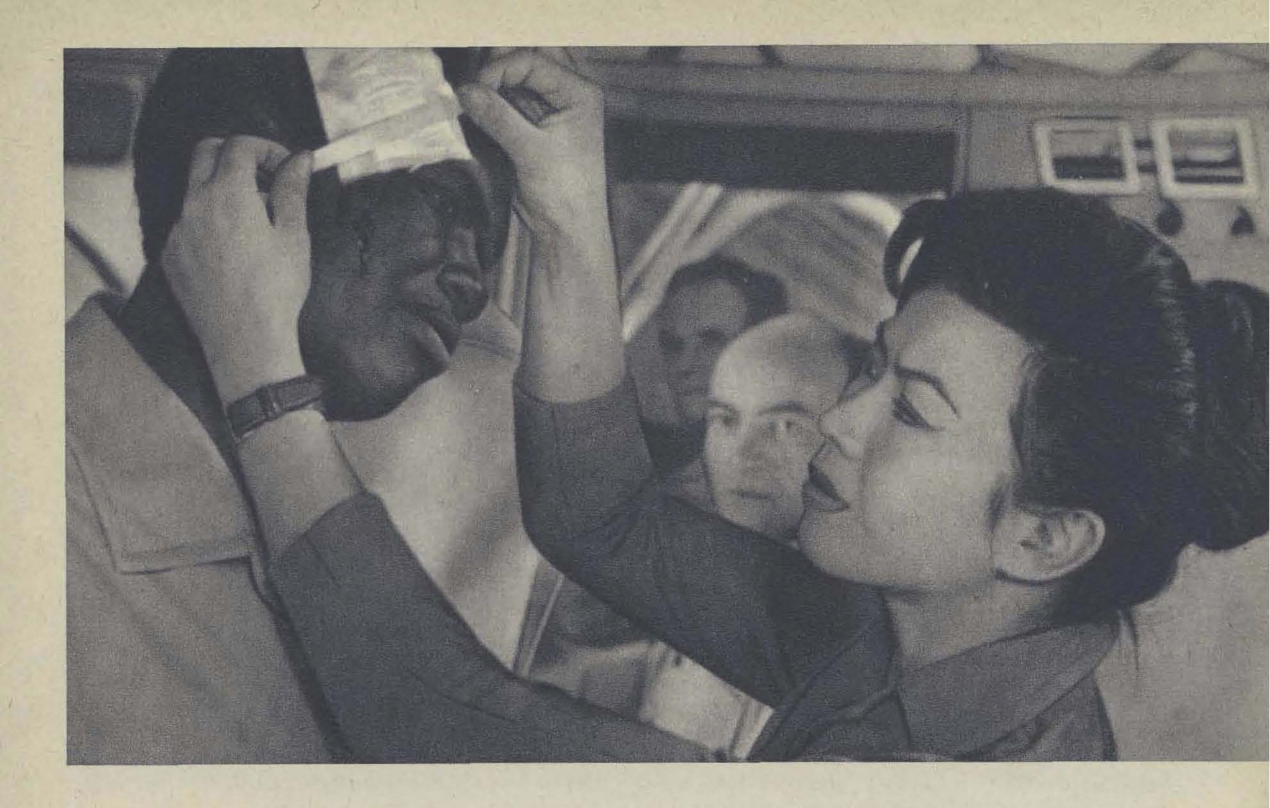
Scharipow hatte sich unbemerkt von den Kameraden abgesondert. Er lenkte seine Schritte in die dichte Allee der blühenden Mandelbäumchen und blieb dort stehen. An einem hohen Strauch stand Tanja. Sie trug ein schlichtes Baumwollkleid. Ein Lächeln huschte über ihre Lippen, und ihre Augen leuchteten. Das Mädchen stieß einen Seufzer aus, glitt mit den Fingern über die Zöpfe, die ihr auf die Brust fielen, und neigte sich ein wenig nach vorn.

Da trat Leutnant Morosow auf sie zu und legte ihr seine Hände auf die Schultern. Tanja ließ ihn gewähren. Sie nahm ihm die Mütze ab und strich über sein dichtes Haar.

Scharipow seufzte, schüttelte betrübt den Kopf und ging.

„Ei, ei, ei, ein ganzes Jahr gelitten", sagte er leise.

(Aus dem Russischen von Anneliese Globig)



Wie hieß denn DER?

Ja, unser April-Filmrätsel hatte es in sich. Trotzdem, und Ihre große Beteiligung bestätigt es uns, Sie ließen sich nicht entmutigen. Viele von Ihnen errieten richtig, jenes ausdrucksstarke Porträt zeigt Tatjana Samoilowa in dem Film „Ein Brief, der nicht abging".
Heute sollen Sie den Titel eines Streifens herausfinden, der wegen seiner atemberaubenden Spannung und inzwischen real gewordenen Thematik sicherlich zu Ihren angenehmen Filmerlebnissen zählt.
Letzter Einsendetermin für Ihre Postkarte (Kennmarke rechts unten nicht vergessen) ist der 25. Mai.
Unter den Einsendern von richtigen Lösungen werden durch das Los drei Gewinner ermittelt.

SIE KÖNNEN GEWINNEN:

1. **1 Jahrgang Progreß-Filmprogramme 1961 in zwei Sammelmappen und das jeweils veröffentlichte Szenenfoto im Format 24 · 30 cm.**
2. **1 Progreß-Spielfilmkatalog, illustriert, Jahrgang 1961, und 10 Künstlerfotos.**
3. **25 Fotos bekannter Filmkünstler.**

Die Gewinner unseres März-Rätsels sind:

1. Bernd Kunze, Zeithain
2. Christa Förster, Neustadt/Sa.
3. Stbsgefr. Sigismund Krause, Zschopau

Mit „Gut Film" Ihre „Armee-Rundschau"

Oberleutnant zur See S. Krumsieg

Raketenwaffe und Flotte

Die fortschreitende rasche Entwicklung der Militärtechnik, die modernen Waffenarten, die Aufnahme von Kern-Raketenwaffen in den Bestand der Streitkräfte, brachten auch eine tiefgreifende Veränderung in der Ausrüstung der Schiffe und Flotten mit sich. Der Wert riesiger Kriegsschiffe – wie Schlachtschiffe, Flugzeugträger und Kreuzer herkömmlicher Art – ist gegenüber den kleinen Einheiten gesunken. Besonders die Raketenbewaffnung minderte die Bedeutung der Großkampfschiffe. Einst Stolz der Seemächte, sind sie heute Zielscheiben im Meer, werden sie im modernen Seekrieg zur Beute der schnellen, wendigen Kampfboote, die zu Recht als mobile Raketenabschußbasen bezeichnet werden können. Wie steht es nun um das Problem Flotte und Raketen?

Infolge der Raketenbewaffnung ergaben sich neue Probleme für den Schiffbau. Sollte man die schon existierenden Schiffe umrüsten oder neue Schiffe bauen? Nach reiflichem Überlegen entschloß man sich zu beidem. Moderne Zerstörer und Kreuzer, die den Ansprüchen des heutigen Seekrieges noch durchaus genügen, wurden umgerüstet. Beispiele gibt es sowohl aus der sowjetischen Kriegsflotte als auch aus der US-Navy, wo die Kreuzer „Albany" (Baujahr 1945), „Columbus" (Baujahr 1944) und „Chicago" (Baujahr 1944) teilweise umgerüstet wurden. Diese etwa 13 500 t großen Kriegsschiffe erhielten aber keine Schiff-Boden-Raketen, sondern lediglich als Ersatz für artilleristische Fla-Waffen Raketen der Klasse Schiff-Luft. Anders bei den umgerüsteten sowjetischen Kreuzern. Der Kreuzer „Kirow" z. B. (und andere Schwesterschiffe) erhielt anstelle der einstmals üblichen drei Geschütztürme der Hauptartillerie drei Raketengefechtstürme – zwei vorn, einen achtern. Der qualitative Wert liegt auf der Hand.

Anders sieht es bei Schiffsneubauten aus. Hier entstanden, bedingt durch die Raketenbewaffnung, völlig neue Schiffstypen, unter denen besonders der Raketenkreuzer und das Raketenboot zu nennen sind. Die typischen Raketenkreuzer haben mit Kreuzern nur den Namen gemeinsam. Ihre Größenordnung ist etwa die großer Zerstörer. Sie besitzen aber eine Raketenbewaffnung, deren Feuerkraft die herkömmlicher Kreuzer übertrifft.

Eine andere Gattung sind die Raketenschnellboote. Sie dienen zur Abwehr von Überwasserschiffen im Küstenvorfeld und zur Vernichtung großer Überwasserziele. Sie sind bisher einzig in die sowjetische Flotte eingeführt und erstmalig auf der Newa gezeigt worden. Raketenschnellboote haben entweder zwei oder vier Abschußrampen an Bord und entsprechen etwa großen TS-Booten.

Andere Schiffsneubauten, besonders die der USA, passen sich den konventionellen Klassen und Typen an.

Besonders auffällig sind die Veränderungen im U-Boot-Neubau. Hier herrschen neben den Projekten kleinerer Flotten modernste kernkraftgetriebene Groß-U-Boote mit Raketenbewaffnung vor. Bekanntlich stellen Atom-U-Boote die Hauptschlagkraft der sowjetischen Kriegsflotte dar.

Um den Anforderungen der Gefechtshandlungen im modernen Seekrieg gerecht zu werden, muß eine große Flotte folgende Raketen besitzen und imstande sein, sie stets sicher einzusetzen:

- Raketen der Klasse Boden-Boden (in diesem Falle besser Schiff-Boden oder Schiff-Schiff genannt),
- Luftabwehrraketen,
- Raketen bzw. reaktive Torpedos der U-Boot-Abwehr.

Betrachten wir an einer Tabelle, welche Klassen und Typen von Raketen die NATO-Flotten besitzen:

RAKETEN IN DEN NATO-FLOTTEN

Klasse	Typ	Gewicht kp	Flugweite km	Höhe Fla-Rak km	Geschwindigkeit km/h	Gefechtskopf kp	Triebwerk Flug/Start	Lenksystem
Schiff-Boden	Regulus I (USA)	6 500	600	—	960	1360 (konv. od. Kernladg.	Luftstrahl/Pulver	Fernlenkung
	Regulus II (USA)	13 600	1600	—	1 600	(Kernladg.)	Luftstrahl/Pulver	Fernlenkung
	Polaris (USA)	12 700	2400	—	12 375	450 (Kernladg.)	Pulver/Pulver	Selbstlenkun (Trägheitsnavig.)
Schiff-Luft	Terrier (USA)	1 800	25	16	2 448	150 (konv.)	Pulver/Pulver	Fern- und Selbstlenkun
	Talos (USA)	3 200	104	25	3 060	. (Kernladg.)	Pulver Staustrahl	Fern- und Selbstlenkun
	Seacat (Engl.)	.	8	6	.	. (konv.)	Pulver/Pulver	Fernlenkung
Schiff-U-Boot	Asroc (USA)	.		—	.	. (konv. od. Kernladg.	.	.
	Subroc (USA)	.	.	—	.	— „ —	.	

Die Torpedoraketen Asroc und Subroc werden über Wasser gestartet. Sie fliegen als Raketen und tauchen vor dem Ziel in das Wasser. Beide sin akustisch selbstlenkend oder akustisch fernsteuerbar. Asroc hat eine Gesamtreichweite von 10–15 sm, Subroc von 30 sm. Asroc wurde bereits erprob Subroc ist noch Projekt.

Die USA-Militärs wissen, daß ihre strategischen Raketen erstens nicht genügend weit fliegen und daß sie meist dann versagen, wenn sie gebraucht werden. Das trifft vor allen Dingen auf die interkontinentalen Raketen zu. Also greifen sie zu verläßlicheren Raketen geringerer Reichweite und verlängern diese Reichweite künstlich. Sie verfahren nach dem Rezept, man nehme Stützpunkte in der Nähe des sozialistischen Lagers oder bewaffnete Schiffe und U-Boote, die zur Küste des sozialistischen Lagers fahren und ihre Raketen dort starten. Man erfand die „Theorie des langen Arms mit dem großen Knüppel".
Da aber die Sowjetunion im Besitze schnellerer und besserer kernkraftgetriebener U-Boote und anderer neuer Klassen von Überwasserschiffen mit Raketen aller Art ist und die Amerikaner den Wert ihrer Raketenschiffe nur zu gut kennen, gerieten sie in Schwierigkeiten. Sie dachten an ihre „Achillesferse", die Seeverbindungslinien. Nennen wir die Fakten, dann wird uns die Sorge der Imperialisten verständlich. Die USA sind, obwohl ein rohstoffreiches Land, von der Einfuhr wichtiger Rohstoffe abhängig. So werden zum Beispiel jährlich ... zig Millionen Tonnen Rohstoffe auf dem Seewege eingeführt, darunter Erdöl, Eisenerze und Manganerze. Das ist jedoch nur die eine Seite! Die andere heißt: Versorgung ihrer Truppen in Westeuropa. In einem Kriege gegen das sozialistische Lager müßten die USA mehr als die Hälfte der benötigten Truppen, Waffen und Ausrüstungsgegenstände sowie der Versorgungsmaterialien im Seetransport nach Westeuropa bringen. Man hat errechnet, daß unter diesen Umständen täglich etwa 250 000 bis 300 000 Tonnen Fracht mit Schiffen über den Ozean transportiert werden müßten. Das wären, um diese Zahl zu verdeutlichen, täglich 30 Schiffe mit einer Nutzlast von je 10 000 Tonnen, die außerdem täglich etwa 200 Bewachungsschiffe aller Art und eine beträchtliche Anzahl Flugzeuge binden würden. Welch lohnendes Ziel wären doch diese Konvois für die überlegene sowjetische U-Boot-Flotte und die sowjetischen Raketen!
Also muß der Schutz dieser Linien verstärkt werden. Die geplanten Bewachungsschiffe reichen nicht aus und müssen, um die Luft-, U-Boot- und Überwassergefahr zu bannen, durch Flugzeugträger und kerngetriebene U-Boote verstärkt werden. Damit schwächen die USA jedoch ihre Angriffsformationen. Außerdem verschlechtern noch folgende Umstände ihre Lage:

- In der Flotte existiert nur eine halbwegs sichere Boden-Boden-Rakete, die „Polaris". Die Tragflügelgeschosse „Regulus I", „Regulus II" sind veraltet.

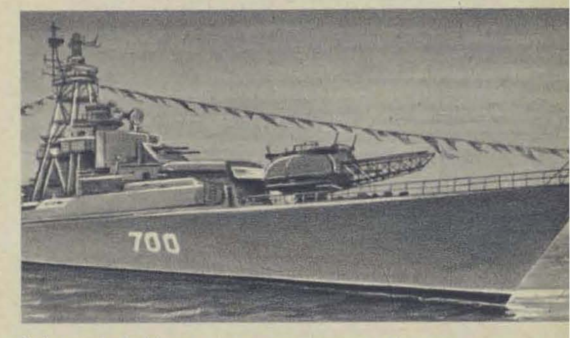
- Mit „Polaris"-Raketen wurden bisher nur U-Boote ausgerüstet. Überwasserschiffe sollen sie erhalten, bis jetzt trägt noch kein Schiff die einsatzfähigen Raketen wirklich.

- Die offizielle Mitteilung der Sowjetunion, daß sie das Problem der Raketenabwehr völlig gelöst hat, mindert die Erfolgsaussichten von Raketenstarts auf Schiffen und U-Booten der US-Navy und macht den erfolgreichen Einsatz von Raketen fraglich.

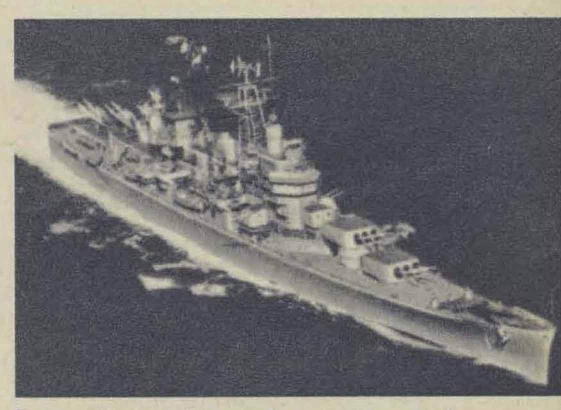
- Die Anzahl der Schiffe und U-Boote, die bisher mit Raketen ausgerüstet wurden, ist völlig unzureichend.

So also sieht die Wahrheit über die raketenbestückte US-Navy aus.
Im modernen Seekrieg werden keine Breitseiten mehr gefeuert, sondern auf weite Entfernungen Raketen aller Art eingesetzt. Die Umrüstung bzw. der Neubau von raketenbestückten Kriegsschiffen stellt eine neue Qualität im militärischen Seewesen dar. Auch auf diesem Gebiet führend zu sein, kommt allein der Kriegsflotte der UdSSR zu.



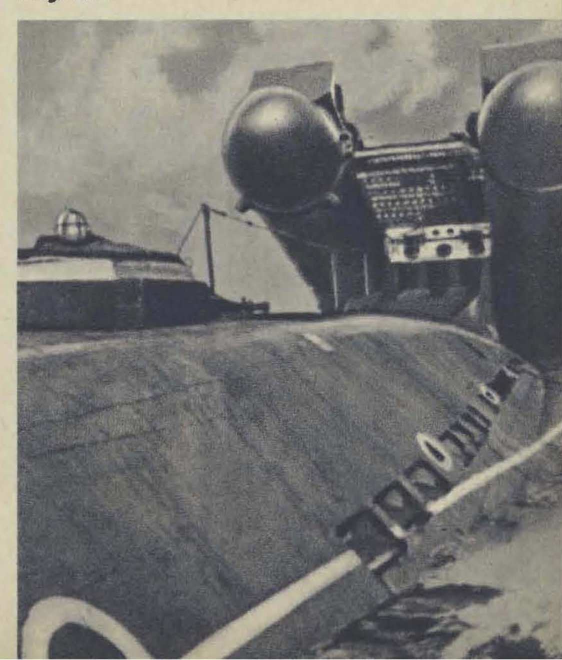


Raketenabschußturm eines sowjetischen Raketenkreuzers.



Der amerikanische Kreuzer „Boston". Achtern sind die Fla-Raketen deutlich zu erkennen, während die Hauptartillerie herkömmlicher Art ist.

Abschußrampe auf einem U-Boot der sowjetischen Kriegsflotte.







Es gibt mitunter sogar Fachexperten, die einen 27jährigen Sprinter zum „alten Eisen" zählen. „Ein Marian Foik", sagten sie zum Beispiel nach den Olympiatagen von Rom, „hat nun endgültig ausgedient!"
Ganz speziell diesen Experten machte jedoch Oberleutnant Foik einen dicken Strich durch ihre Rechnung(stheorie) und – die zwölf Monate dęs Jahres 1961 zu den schnellsten seiner Laufbahn. Die vergangene Saison brachte dem polnischen Sprinter-As die besten Zeiten: Am 15. Juli lief er in Szczecin die 100 m in 10,2 sec und schob sich damit hinter Vilem Mandlick aus Prag auf den zweiten Platz der Weltjahresbestenliste 1961; vier Wochen zuvor hatte er in Warschau bereits 20,7 sec über 200 m erreicht, eine Zeit, die ihm hinter Jefferys (Südafrika), Karim Amu (Nigeria) und Budd (USA) den vierten Platz der Weltrangliste 1961 eintrug.
Ade nun, zur guten Nacht, ihr „Experten"! – Der schnellste Mann Polens dachte nicht im entferntesten daran, die Spikes an den Nagel zu hängen und dem aktiven Sport Valet zu sagen.
Und wie lautet nun das Erfolgsgeheimnis des Marian Foik?
Kein anderer ist wohl befugter, darauf zu antworten, als sein Trainer Mulak. Als ich dem hochaufgeschossenen Warschauer diese Frage vorlegte, lächelte er und meinte: „Geheimnis? – Das ist ein bißchen übertrieben. Marian trainiert sehr hart. Und mit jedem Jährchen, das er älter wird, muß er mehr an sich arbeiten. Sie wissen doch: Die Jungen jagen die Alten. Aber sagen Sie um Gotteswillen nicht ‚Alter' zu Foik, das hat er gar nicht gern!"
Die sportliche Laufbahn des heutigen Legia-Sprinters begann in der polnischen Volksarmee. Marian versieht seinen Dienst bei den Luftstreitkräften, wo er bald zu einer technischen Offiziersschule kam. Und da der Sport auch bei unseren polnischen Waffenbrüdern groß geschrieben wird, dauerte es nicht lange, bis Marian zum ersten Mal mit den Spikes an den Füßen über die Hundert-Meter-Distanz jagte. Und als er sich dann 1953 bei der polnischen Armeespartakiade in Wrzeszcz um den Meistertitel im Sprint bewarb, sorgte er sofort für eine kleine Sensation: Nicht nur, daß er alle Konkurrenten weit hinter sich ließ und ihnen buchstäblich davonlief – er stellte mit 11,2 sec zugleich auch einen neuen Armeerekord auf. „Ein neues Sprintertalent macht von sich reden", schrieb damals die polnische Armeezeitung „Zolnierz Wolnosci".
Oberleutnant Marian Foik ist den Luftstreitkräften treu geblieben. Er ist als Techniker auf einem Flugplatz tätig und trainiert bei Legia Warschau. Lediglich drei Jahre hat er nach jener Sensation von Wrzeszcz gebraucht, um auch auf den internationalen Aschenbahnen ein gewichtiges Wort mitreden zu können. Mit der polnischen Olympia-Equipe flog er nach Melbourne, wo er sich tapfer gegen die leuchtenden Sprintersterne schlug und erst im Halbfinale ausschied. Sein Debüt in der DDR gab er zur I. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen in Leipzig. 10,5 sec lautete seine Zeit über 100 m, mit der er an der Seite des sowjetischen Läufers Tokorew durchs Ziel gekommen war. Die Entscheidung mußte durch die Zielfotografie gefällt werden; sie lautete: Silbermedaille für Foik.
Den bisher größten Erfolg des polnischen Armeesportlers werden Sie, liebe Leser, sicherlich am Bildschirm miterlebt haben. Erinnern Sie sich noch an das 200-m-Finale im Stadio Olympico zu Rom? In diesem spannunggeladenen Rennen, das der vielumjubelte Livio Berutti aus Italien für sich entschied, machte Marian Foik mit einem stark beachteten vierten Platz unter den Besten der Welt von sich reden.

KW

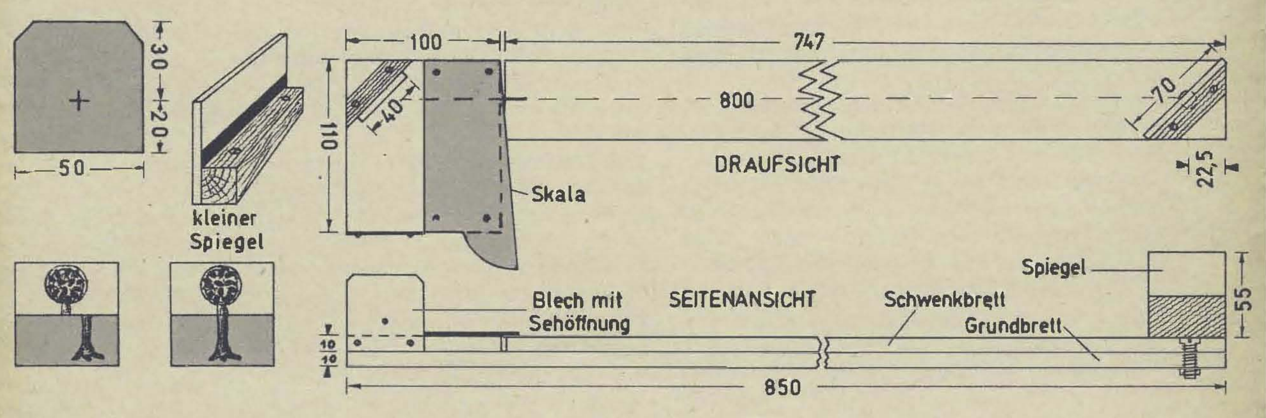


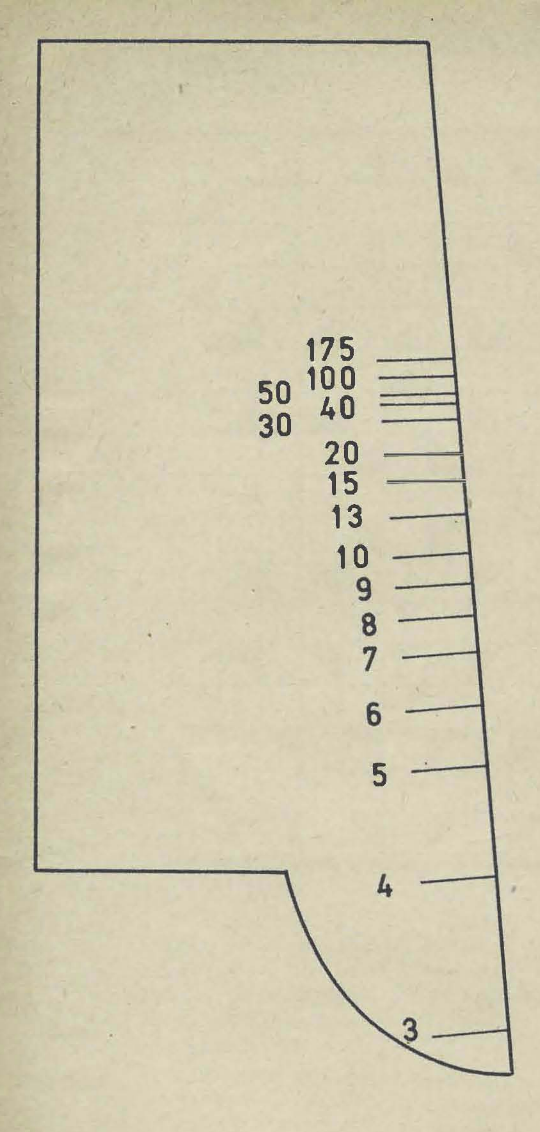
Marian Foik

NACH DIENST in der BASTELECKE

Ein einfacher Telemeter

Ein Telemeter ist ein Instrument, mit dem u. a. Entfernungen gemessen werden können.
Für uns hat dieses Gerät jedoch noch eine andere Eigenschaft: Es kann den Thälmann-Pionieren, die uns am 1. März zum Tag der Volksarmee gratulierten, als Geschenk viel Freude bereiten. Stolz werden unsere kleinen Freunde in der Schule und zu Hause berichten: Das haben wir von unseren Soldaten geschenkt bekommen. Auf Fahrten und bei Geländespielen wird dann ein solcher Entfernungsmesser die Thälmann-Pioniere begleiten. Der 1. Juni, Internationaler Kindertag, ist ein guter Anlaß zur Überreichung dieses Geschenkes. Bevor das Gerät jedoch seinen Besitzer wechselt, will es erst einmal gebaut sein.
Das Instrument besteht im wesentlichen aus zwei übereinanderliegenden, an einem Ende drehbar verbundenen Brettchen. Das Grundbrett hat die Abmessungen 850x50x10 mm, das Schwenkbrett 747x50x10 mm. Diese Abmessungen müssen unbedingt eingehalten werden.
Die beiden Brettchen werden 22,5 mm von ihren rechten Enden entfernt mit einer Bohrung versehen. Durch die Bohrungen in beiden Brettchen wird eine Schraube, deren Kopf versenkt wird, geführt. Auf das linke Ende des Grundbrettes wird das Skalenbrett mit den Abmessungen 110x100x10 mm genagelt.
Jetzt benötigen wir zwei kleine Spiegel von 70x55 und 40x30 mm Größe. Die beiden Spiegel werden an kleine Holzstücke, die auf das linke Ende des Schwenkbrettes und auf das Skalenbrett geschraubt werden, geklebt. Dabei ist darauf zu achten, daß sich beide Spiegel genau parallel im Abstand von 800 mm gegenüberstehen. Die Spiegel werden im Winkel von 45° auf Schwenk- bzw. Skalenbrett befestigt. Der größere Spiegel steht mit seiner Silberschicht genau über dem Mittelpunkt der Schraube, die die beiden längeren Brettchen verbindet. Vor dem Anbringen des kleineren Spiegels ist von diesem aber ein 15 mm breiter Streifen Silberbelag vorsichtig abzukratzen, so daß nur das blanke, durchsichtige Glas vorhanden ist.
Das Blech mit der Sehöffnung ist der Zeichnung entsprechend auszuschneiden. In die Mitte dieses Bleches wird 20 mm vom unteren Rand entfernt die Sehöffnung, ein Loch von etwa 3 mm Durchmesser, gebohrt. Dieses Blechstück wird – an seiner linken und an seiner unteren Kante mit dem Skalenbrett abschneidend – festgenagelt. Die gedachte Linie von der Sehöffnung zum Mittelpunkt des kleinen Spiegels muß genau im rechten Winkel zu den Längskanten des Schwenkbrettes stehen.
Die Skala mit den Metereinteilungen haben wir in Originalgröße abgebildet. Übertragt diese Skala auf Blech oder Sperrholz. Die obere Kante der Skala schließt mit der Kante des Skalenbrettes ab. Die linke untere Ecke der Skala stößt an die rechte Kante des Bleches mit Sehöffnung – das ist beim Aufnageln der Skala auf das Skalenbrett zu beachten.
In der Mitte des Schwenkbrettes ziehen wir gegen das Skalenbrett hin einen dünnen Strich. Dieser Strich zeigt uns bei Übereinstimmung mit einem entsprechenden Strich der Skala die Entfernung an.





Um störende Spiegelungen des Holzes im kleinen Spiegel zu vermeiden, ist es ratsam, Skalenbrett und Skala schwarz zu streichen.
Nun können wir mit unserem Gerät in die „Ferne sehen".
Wir holten das Gerät waagerecht, blicken mit einem Auge durch die Sehöffnung auf den kleinen Spiegel und visieren durch das durchsichtige Glasstück des kleinen Spiegels den gewünschten Gegenstand (Baum, Turm, Laterne o. o.) an. Jetzt bringen wir das Schwenkbrett in solch eine Stellung, daß der angepeilte Gegenstand auch vom großen Spiegel aufgefangen und auf den kleinen Spiegel reflektiert wird. Steht der Gegenstand auf dem kleinen Spiegel genau überein, so können wir auf der Skala die Entfernung ablesen.
Die kleine Abbildung links unten zeigt diesen Vorgang. Der linke Baum stimmt nicht überein, die Entfernung ist falsch eingestellt. Der rechte Baum paßt übereinander, die Entfernung ist richtig bestimmt. **PEWE**



Li.-Nr.: CSSR 805



Li.-Nr.: DDR 359



Li.-Nr.: DDR 415

BERLIN PRAG WARSCHAU

**Wieder, wie alljährlich, zieht sie uns in ihren Bann, die faire Jagd nach dem gelben und den blauen Trikots.
Führten die ersten 4 Rennen „nur" über die zwischen Warschau und Prag gelegenen Straßen, so wurde ab der „Fünften" auch unsere Republik regelmäßig in die Rennstrecke einbezogen. Die Zahl der Etappen wuchs von 5 auf 13, die der teilnehmenden Länder von 6 auf 20 an.
Müßig zu erwähnen, daß dieses dem Frieden und der internationalen Verständigung gewidmete sportliche Großereignis auch auf Briefmarken seine Würdigung fand. 1948 war es noch Polen allein, das aus diesem Anlaß eine Marke emittierte (493). Ab 1952 aber wuchs die Zahl der Länder und Ausgaben ständig an. Nur der weisen Beschränkung der Postverwaltungen der sozialistischen Staaten danken wir es, daß die Friedensfahrt-Emissionen nicht ins Uferlose stiegen. Seit der X. Friedensfahrt werden nur noch zu jenen Rennen Sonderpostwertzeichen an die Schalter gebracht, die eine durch 5 teilbare Jubiläumszahl tragen. Und in diesem Jahr, zur „Fünfzehnten", ist es wieder einmal soweit!
Neben Radsportmotiven findet der Motivsammler bzw. der Philatelist, der ein thematisches Objekt aufbaut, auch zahlreiche symbolische Darstellungen und teilweise sogar die Streckenführung im Markenbild. Hier für den an einem derartigen Objekt interessierten Sammler die Lipsia-Nummern aller bisher zu Friedensfahrten erschienenen Sondermarken:
Polen 493, 752, 816/18, 862/63, 921/22, 980/81, 1032/33; DDR 144, 192/94, 263/64, 307/08, 359/60, 415; CSSR 805, 972, 1020/21; UdSSR 1967; RPR 1680/81.
Natürlich gibt es daneben noch zahlreiche andere philatelistische Belege, so z. B. Ersttagsbriefe und Sonderstempel, seit einigen Jahren sogar Etappenstempel, d. h. Etappenorte führen aus Anlaß des Aufenthalts der Friedensfahrer in ihren Mauern besondere Sonderstempel. All diese Belege sind dazu angetan, ein derartiges, dem Gedanken der Friedensfahrt gewidmetes Objekt zu vervollständigen und abzurunden. Wolf**

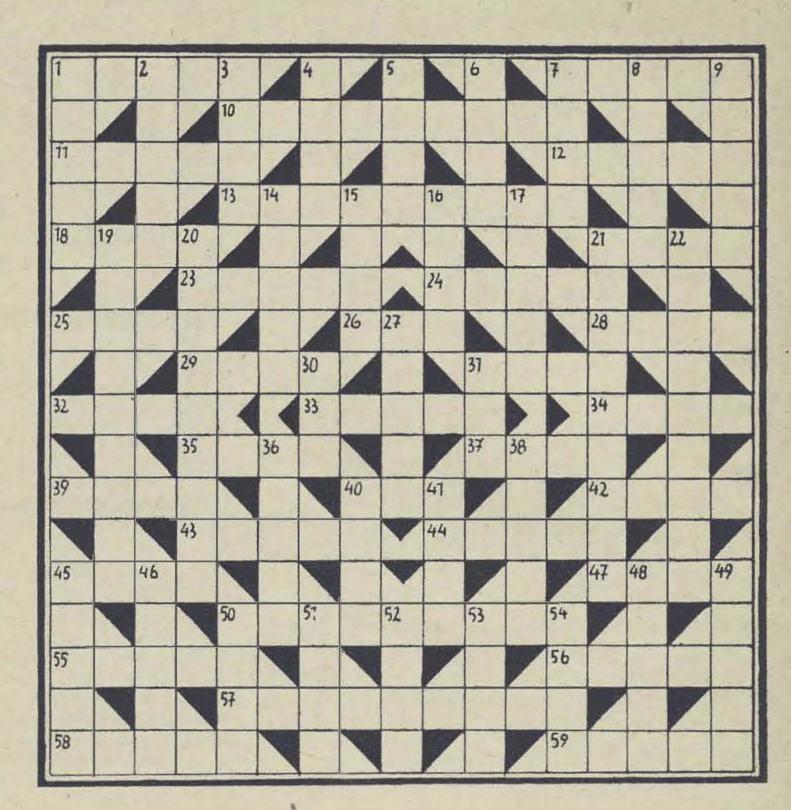
Li.-Nr.: Polen 752



Li.-Nr.: UdSSR 1967



KREUZWORTRÄTSEL



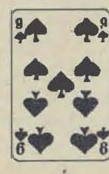
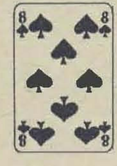
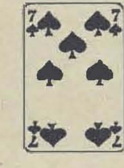
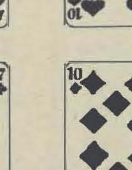
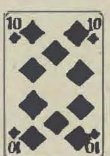
Waagerecht: 1. Turnerabteilung, 7. Schiffsführer, 10. deutscher Patriot (Verteidiger Kolbergs 1807), 11. Lager für die Ruder, 12. Reifenschaden, 13. beschreibender Augenzeugenbericht, 18. Teil des Karabiners, 21. Zwischenraum zwischen zwei Zügen im Lauf, 23. Stadt in Nordfrankreich, 24. bedeutender deutscher Chemiker (1795–1867), 25. europ. Hauptstadt, 26. Nebenfluß der Maas, 28. Tongefäß, 29. Teil des Panzers, 31. Produkt menschl. Arbeit, 32. Stadt in Belgien, 33. Kampfbahn, 34. deutscher Schriftsteller (Adel im Untergang), 35. Staat in Vorderasien, 37. Stadt in der Ukrain. SSR, 39. Stand in der Feudalordnung, 40. Kur- und Heilverfahren, 42. ethischer Begriff, 43. Stadt im östl. Mittelgriechenland, 44. Viehfarm, 45. Nährmutter, 47. Vortrag, 50. Dienstgrad, 55. namhafter deutscher Literaturkritiker, 56. Himmelsrichtung, 57. Lehre von der Kampfführung, 58. Dichter der Befreiungskriege, 59. Zeitraum.

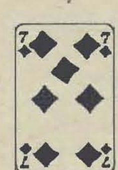
Senkrecht: 1. Wintersportgerät, 2. Weinort in Ungarn, 3. Nebenfluß der Elbe, 4. Schiffstau, 5. Nebenfluß der Donau, 6. indische Währungseinheit, 7. optisches Gerät, 8. Gewichtseinheit, 9. Kurort im Harz, 14. genialer Schweizer Mathematiker (1707–1783), 15. Fluß zur Ostsee, 16. Maßeinheit des Luftdrucks, 17. Stadt in Italien, 19. europ. Hauptstadt, 20. Schiffsverband, 21. Abteilung der Volkspolizei, 22. sowjet. Heldenstadt, 27. türk. Rechtsgelehrter, 30. brit. Insel, 31. Meeressäugetier, 36. Truppeneinheit, 38. Teil des Panzers, 40. Berliner Wappentier, 41. Zahl, 45. Teil des Mittelmeers, 46. Raubvogel, 48. Salzsee bei Wolgograd, 49. männl. Vorname, 50. Besucher, 51. Außenwerk einer Festung, 52. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 53. röm. Gewand, 54. dänische Insel.



SKAT. Hinterhand spielt mit abgebildetem Blatt Pik aus der Hand. Vorhand hat bei 36 und Mittelhand bei 24 gepaßt. Die Trümpfe der Gegenspieler sind gleichmäßig verteilt; im Skat liegen 4 Augen. Wie können die Karten verteilt sein und wie muß das Spiel verlaufen, wenn Hinterhand sein Spiel mit 60 Augen verliert? Welchen Fehler begeht Hinterhand?



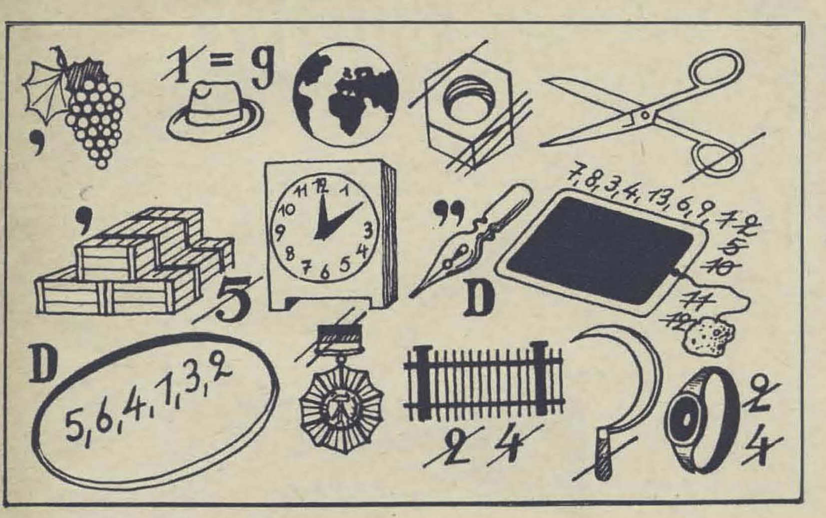



RÄTSELHAFTES GESCHOSS

Setzt du ein „na" in „Bergkamm" ein,
wird er zu einem Edelstein.
Gibst du dem Stein ein „e" am Schluß,
dann explodiert er nach dem Schuß.

NEUE BEGRIFFE

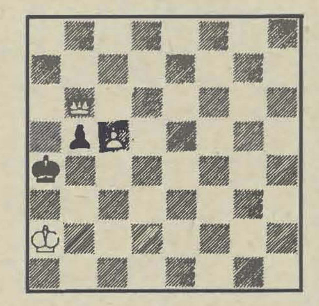
Kocher – Sache – Laden – Made – Sarg – Anker – Kate – Regen – Ranke – Mate – Feile.



BILDERRÄTSEL

Die Auflösung ergibt einen Ausspruch unseres Genossen Walter Ulbricht.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen

Durch Umstellen der Buchstaben sind neue Begriffe zu finden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter eine Waffe.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ad – ar – bens – bir – blet – bre – bu – che – cher – co – cu – da –dad – dar – de – du – e – en – erz – fi – ge – ge – ke – kesch – kla – kra – lai – land – le – ler – lit – ling – mar – mo – na – na – ne – nes – ni – ni – no – of – or – ra – re – rif – ru – ru – so – se – sme – stan – ster – ta – ta – te – te – tel – ter – ter – tie – tri – tri – uh – um – un – un – ve – vel – volks – zier – sind 23 Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Armeegeneral Hoffmann (Fernsehrede am 12. 1. 62).

1. Staatsform, 2. Klangkörper, 3. chilen. kommunistischer Dichter, 4. Vorr. zum period. Ein- und Ausschalten elektr. Ströme, 5. chem. Element, 6. kleine quadrat. Fahne, 7. deutsches Mittelgebirge, 8. Schiffsgeländer, 9. vom eigenen Staatsgebiet umschloss. Teil eines anderen Staates, 10. Stadt in Marokko, 11. Kunstmond, 12. Insel im westl. Atlantik, 13. Luntenschloßgewehr, 14. Raubvogel, 15. Lohnsatz, 16. Dienstgrad, 17. Komponist der kom. Oper „Die lustigen Weiber von Windsor", 18. Doppelschlag beim Boxen, 19. deutscher Dichter (1787–1862), 20. Nachtraggesetz, 21. Meister der tschech. Musik („Dalibor"), 22. rumän. Komponist und Violinvirtuose, 23. bedeutendster Maler des flämischen Barock.

Eine schöne Aufgabe, weil der Lösungszug dem schwarzen König sogar ein neues Fluchtfeld zugesteht. Verfasser Sam Loyd. Stellungsbild: Weiß: Ka2, Db6, Bc5 (drei Steine). Schwarz: Ka4, Bb5 (zwei Steine).

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 4/1962

SKAT: Vorderhand: Kreuz 8, 7; Herz As, König, Dame, Bube, 10, 9, 8, 7. Hinterhand: Kreuz As, König, Dame, Bube, 10, 9; Pik As, König, Bube, 8. Mittelhand übersieht, daß von Karo außer seinen Karten nur noch Bube und 9 im Spiel sein können und spielt die Karo 7 aus. Die Gegenspieler haben aber zweimal Karo gedrückt.

ERGÄNZUNGSRÄTSEL: „Jaroslaw Dombrowski"

RÄTSELKAMM: 1. China, 2. Lanze, 3. Optik, 4. Trier, 5. Rumpf – Coleopter.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Die Disziplin ist die Mutter des Sieges, deshalb muß sie von Tag zu Tag gefestigt werden."

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Ufo, 4. Balliste, 9. Pak, 11. Krise, 12. Bombe, 13. Alk, 14. Bombarde, 15. Rom, 16. Rau, 20. Ulan, 22. Regel, 25. Berg, 27. Ella, 29. Uri, 30. Luftvorholer, 32. Ar, 33. Hus, 34. Schakal, 35. Ruin, 36. Nike, 37. Pier, 39. Sue, 40. Feldschlange, 46. Jll, 47. Luzon, 48. Kas, 49. Gogol, 51. Elba, 52. Raabe, 53. Mir, 54. Sense. Senkrecht: 1. Uman, 2. Akku, 3. Kiew, 4. Bebel, 5. Lumen, 6. Serie, 7. Ebene, 8. Amur, 9. Peru, 10. Koma, 17. Aue, 18. Ger, 19. RG, 20. Uhu, 21. Alt, 22. Rur, 23. Lee, 24. blau, 25. Bunsen, 26. Richtkreis, 28. Arsen, 30. Luke, 31. Feld, 33. Haubitzen, 38. Ringe, 39. Sekt, 40. Flur, 41. Liga, 42. Sage, 43. Halm, 44. Ader, 45. ELAS, 50. Ob.

FULLRÄTSEL: 1. Murmansk, 2. Bajonett, 3. Warschau, 4. Kongreß, 5. Rhetorik, 6. Medaille, 7. Puschkin, 8. Division – „Margolin".

SCHACH: Weiß: Kb5, Dc2, Sb4, fBf2; Schwarz: Kd4, Sb2, Be5, b6, b7. 1. Dc8! Ke4; 2. Dg4 matt. 1. . . . e4; 2. Dh8 matt. 1. . . . Sd3; 2. Dc4 matt.

MÄNNLICH UND WEIBLICH: Der Sieg, die Sieg.

BILDERRÄTSEL: Beachte die Disziplin, alles übrige ergibt sich von selbst.



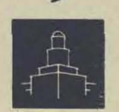
Ha, ha, ha, –
keine Angst ihr Lieben,
ich habe meinen Aspectar *
doch mit!



*ASPECTAR 150 –
das ist der leistungsstarke
Kleinbildwerfer in der
eleganten Reißverschlußtasche

Preis:
komplett mit Tasche DM 190,–

VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN







ZOO

DRESDEN

mit seinem reichhaltigen
Tierbestand
erwartet Ihren Besuch

In wenigen Minuten von der Stadtmitte und den Bahnhöfen zu erreichen

Eau de Cologne

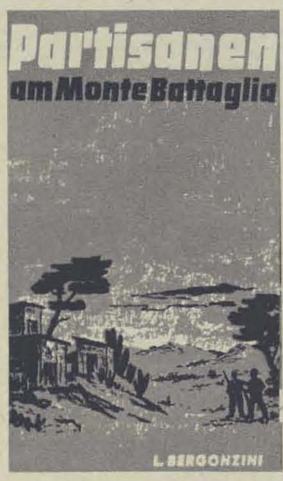
– die Kölnischwasser-Seife von Riwa
mit der klassischen süßherben Parfümierung.
Die frische lebensbejahende Duftnote
klingt mit im Zauber festlicher
Stunden.



KONSUM SEIFENFABRIK RIESA



G. WEISENBORN: MEMORIAL. DER VERFOLGER, 424 S., 9,60 DM, Aufbau-Verlag. „Memorial" ist mehr als die Geschichte eines Verfolgten. Das erschütternde Buch vermittelt die Gewißheit: Es gibt etwas, das stärker ist als die Quälerei faschistischer Barbaren: die seelische Kraft der Menschen. Im Roman „Der Verfolger" behandelt W. in einer spannungsgeladenen Geschichte ein heute in Westdeutschland hochaktuelles Problem: die ungesühnte Vergangenheit.



L. BERGONZINI: PARTISANEN AM MONTE BATTAGLIA, 256 S., 6,80 DM, DMV. Unsagbar schwer ist das Leben der Partisanen im Apennin. Aber die Jugendlichen aus den Städten und den Dörfern haben es auf sich genommen, um ihrem Volk die Freiheit zu erkämpfen. Von ihren Heldentaten berichtet ein ehemaliger Offizier der italienischen Partisanenbewegung im zweiten Weltkrieg.

J. Korolkow: Geheime Verschlußsache

Natürlich wissen wir, wie es begonnen hat, in jenen Septembertagen des Jahres 1939. „Polnische Soldaten" hätten den Sender Gleiwitz überfallen, so wurde der Beginn des Krieges von den Nazis begründet. Heute wissen wir es richtig. „Polnische Soldaten", das waren Menschen, die man gezwungen hatte, polnische Uniformen zu tragen; Veranstalter dieser Szene waren Gestapo und SS. Wie gesagt, heute wissen wir genau, was damals unter äußerster Geheimhaltung vor sich gegangen war. Aber kennen wir viel mehr als das? Was geschah denn 1938 in München, als Chamberlain Hitler aufsuchte?

Das ist nur die Einleitung des überaus spannenden und informativen Buches Korolkows. Wie spielten in Paris, in London und Rom die Drähte, rasselten die Fernschreiber? Es wurde chiffriert und dechiffriert. Diplomaten und Spione waren gleichermaßen tätig. Und der Autor leuchtet hinter die Kulissen, deckt Zusammenhänge auf. Einen Roman haben wir vor uns, er lehnt sich eng an die Geschichte an, und er wirkt dort am überzeugendsten, wo er jenen entscheidenden historischen Stunden nachspürt.

Welche Verhandlungen gingen dem Krieg voraus, welche Überlegungen und Intrigen? Den Westmächten kam es darauf an, Hitler einen „Passierschein für den Osten" auszustellen. Deutschland und die Sowjetunion sollten gegeneinandergehetzt werden. Im Westen führte man den „drole de guerre", den komischen Krieg. Gewehr bei Fuß standen sich die Armeen am Rhein gegenüber. Die Westmächte und Hitler stärkten die Finnen gegen die Rote Armee; hier waren sie sich einig. Mit den Faschisten befand man sich im Kriegszustand, aber die Kommunisten wollte man schlagen. Als dann die faschistische Kriegsmaschine losbrach, war dieser komische Krieg zu Ende, zu Ende war auch die Illusion, billig davonzukommen. Sehr deutlich wird im Buch, wie groß die Verwirrung bei den Franzosen war, wie Churchill dem bedrängten Bundesgenossen Hilfe versprach und nichts weiter tat, als seine Divisionen vom Festland zu retten.

Aber weiter noch spannt Korolkow den Bogen. Italiens Einfall in Griechenland, der Krieg in Afrika, im Norden, der englische Überfall auf die verbündete französische Flotte, der deutsche Luftkrieg über England. Wir begegnen hohen und höchsten Personen, die damals Schlagzeilen machten und die heute noch nicht vergessen sind, erleben, wie Spione kundschaften, bangen mit Widerstandskämpfern und hoffen, daß Verräter ihr Ziel nicht erreichen. All das ist außerordentlich spannend in einem riesigen zeitgeschichtlichen Gemälde komponiert. Die Älteren unter uns werden vieles finden, was sie damals erlebten, die Jüngeren aber werden eine Zeit dargestellt sehen, die sie nur aus Geschichtsbüchern kennen. So wurde Krieg gemacht.



Roman, 656 S., 9,80 DM
Verlag Kultur und Fortschritt

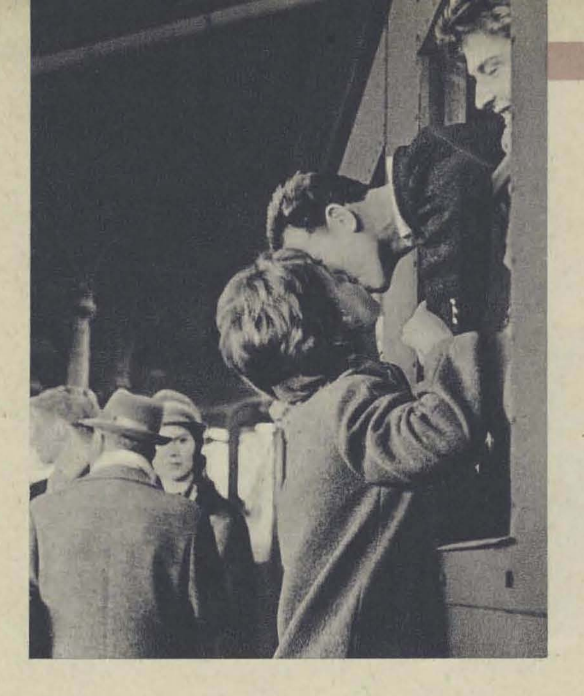


Mit jugendlichem Schwung...

...und beispielhaftem künstlerischem Niveau eroberten sich die Angehörigen unseres Erich-Weinert-Ensembles in den zurückliegenden Wochen die Herzen des Publikums. Weit spannt sich der Bogen ihrer Soldatenrevue „In allen Sprachen singt man auf der Welt": von der realistisch-künstlerischen Darstellung des Soldatseins in der Nationalen Volksarmee bis zur Vorwegnahme eines triumphalen Ereignisses, dem Schlußchor der 9. Sinfonie von Beethoven, gesungen in einem sowjetischen Raumschiff.

Ein Lied zu singen haben aber auch die Sänger der Solistengruppe des Ensembles, die, ebenso wie die Genossen der zwei Kabaretts, der Estradengruppe und des Puppentheaters, nicht an diesem Programm beteiligt sind.

Wir berichten darüber im Juni-Magazin unter dem Titel „Achtung – der General !"



Abschied

15.05 zeigt die Bahnhofsuhr. In der Garnison E. trifft der erste Sonderzug mit einer großen Gruppe Wehrpflichtiger ein. Das Standortorchester spielt einen flotten Begrüßungsmarsch. Ein munteres Völkchen strömt aus dem Zug. Es wird geflachst und gelacht und die Umgebung unter ersten Augenschein genommen, die für 18 Monate ihr Zuhause ist. „Die Mädchen scheinen hier rar zu sein", bemerkt einer. „Um so weniger kommst du in Versuchung auszugehen", gibt ein anderer zurück. Unter den Angekommenen ist auch Joachim Fox, ein junger Berliner Maurer; dunkelhaarig, sportlich gekleidet. Bis zu seiner Einberufung gehörte er zu einer bekannten Berliner Baubrigade, der Brigade Gehring, die im Stadtzentrum zehngeschossige Wohnhäuser in Großplattenbauweise errichtet. „Mache deine Sache gut, wir tun hier unser Bestes", hatte ihm der Brigadier mit auf den Weg gegeben. Seine Arbeiterehre war, im Produktionsaufgebot in der gleichen Zeit und für das gleiche

Jetzt weckt uns der Hornist



Ankunft

Geld mehr Wohnungen zu bauen. Seine Soldatenehre wird es sein, schnell und gut das Waffenhandwerk zu erlernen, um all das militärisch sichern zu können, was er durch seiner Hände Arbeit mitgeschaffen hat.
Joachim Fox fährt in eine Pioniereinheit. Er bleibt gewissermaßen im Fach, denn auch bei den Pionieren der Volksarmee wird schnell und modern gebaut. Als er sich vor der Abfahrt seines Zuges von einem Arbeitskollegen verabschiedete, sagte einer seiner Freunde, die mit ihm zum Bahnhof gekommen waren: „Wenn früher die Wehrpflichtigen einrückten, stand meist ein Krieg kurz bevor. Heute ist das zum Glück nicht so." Über den Inhalt dieser Worte hatte Joachim Fox nicht nachgedacht. Er fühlte aber, daß sie richtig waren. Und bald wird er mit Herz und Verstand begriffen haben: Es ist das höchste Glück, Waffenträger unserer Republik zu sein.
Gleich ihm fahren an diesem Tag Wehrpflichtige aus allen Bezirken der Republik zu ihren Truppenteilen. Wie Joachim Fox werden sie nach guten Ergebnissen in der Gefechtsausbildung streben. Denn sie sind Soldaten des Kampfes gegen den Krieg. Ist das nicht eine schöne, verantwortungsvolle Aufgabe?

Fred Haubert



Der Mantel sitzt gut. Ruhig und sachlich wie in einem Maßatelier geht das Einkleiden vor sich. Kammer und Küche, Gruppenführer und Hauptfeldwebel der Kompanie sind bestens vorbereitet.

Am Anfang steht die Ordnung. Dieter Freitag, vor kurzem noch Fahrdienstleiter auf dem Berliner S-Bahnhof Ostkreuz, ist sie nicht fremd.





Neu ist nicht nur die Atmosphäre, die Joachim Fox im gemeinschaftlichen Schlafraum umfängt. Neu sind auch Wäsche und Ausrüstungsgegenstände, die der junge Berliner auf seinem Bett vorfindet.

Und wie sieht so ein Panzer innen aus? Riesengroß ist das Interesse bei der Besichtigung der Technik des Truppenteils. Panzerfahrer Unterfeldwebel Boitz und seine Genossen werden nicht müde, die Fragen zu beantworten.

Die Heldentat des Kanoniers Schimke



Kanonier Manfred Schimke. Unter Einsatz seines Lebens vollbrachte er eine kühne Tat und wurde dafür vorzeitig zum Unteroffizier befördert. Er bat die Parteiorganisation seiner Einheit um Aufnahme als Kandidat der SED. Genosse Schimke will eine Offiziersschule besuchen und Berufssoldat werden.

Manfred war ein „Kriegskind", wie die Leute damals sagten. Es wurde 1943 geboren, als nach der großen Wende an der Wolga die Nachrichten über „Frontbegradigungen" der faschistischen Heere auffallend zunahmen.

Seine Mutter rackerte von morgens bis abends beim Bauern auf dem Feld. Sie bewegte wie Millionen nur der eine Wunsch: Wenn dieser verdammte Krieg endlich vorbei wäre und der Mann wieder nach Hause käme. Doch der kam nie wieder.

Sicher, nach 1945 wurde es für die Mutter etwas leichter, aber die Sorge für den aufwachsenden Jungen konnte ihr keiner abnehmen. Das wollte sie auch nicht. Wichtig war, daß ihr Manfred nicht zu erleben brauchte, was die ältere Generation einst mitmachen mußte.

Einer hatte sich damals des Jungen besonders angenommen: der Parteisekretär der MTS Charlottenthal, wo Manfred lernte. Manchen Abend saßen die beiden im Wohnheim beisammen, und der Parteisekretär erzählte, wie schwer alles, was heute für manchen so selbstverständlich erscheint, erkämpft werden mußte und daß die Vergangenheit, die Manfred nur aus seinen Schulbüchern kennt, in Westdeutschland noch Gegenwart ist.

Der Drang zum Wissen ließ Manfred im Buch einen ständigen Begleiter finden.

Als ihm der Parteisekretär das erstemal ein Heft der Schriftenreihe „Marxistische Philosophie" auf den Tisch legte und sagte: „Hier, lies auch das mal, das ist sehr interessant", begann Manfreds erste Bekanntschaft mit dem Marxismus-Leninismus. Bald kamen weitere Hefte dazu; und wenn er auch nicht alles sofort begriff, vieles wurde ihm verständlicher. Er lernte die Zeit, in der er lebte, mit wachen Augen erkennen und die Politik von Partei und Regierung immer besser verstehen.

Darum war es kein Wunder, daß der Schlosser Manfred Schimke in der Dorfgruppe der FDJ zu den ersten zählte, die zur Volksarmee gingen.

„Ich bin gewillt, den Ehrendienst zum Schutze meiner Heimat ordentlich und gewissenhaft zu leisten", schrieb Manfred in seine Bewerbung. Mit diesem Vorsatz begann er seinen Dienst. Später nahm er an einem Kfz-Lehrgang teil und wurde Tankwagenfahrer in der Einheit Neubert.

Dann kam jener bedeutungsvolle Tag, der den achtzehnjährigen Kanonier in Sekundenschnelle vor eine schwerwiegende Entscheidung stellte.

Sie hatten gerade Kraftstoff umgefüllt. Da hört Manfred plötzlich einen Schrei. Er sieht, wie der Mechaniker aufgeregt zum Fahrerhaus zeigt. In diesem Moment schlagen auch schon über der Motorhaube die Flammen hoch. Manfred erkennt die Gefahr. Er rennt zum Feuermelder, drückt den Knopf: „Alarm!" Inzwischen kommen schon andere Genossen mit Feuerlöschern und Schaufeln gerannt. Sie versuchen das Feuer zu ersticken. Vergeblich. Die Flammen fressen sich weiter nach hinten, züngeln schon über dem Tankbehälter.

Der Kommandeur ist bereits zur Stelle, erfaßt die Situation. „Der Wagen muß sofort aus der Gefahrenzone", ist sein Gedanke, den er ausspricht, noch abwägend, aber doch so laut, daß der neben ihm stehende Kanonier aufhorcht.

Er sieht vom Kommandeur zum brennenden Tankwagen. Jeden Augenblick könnte es zu einer furchtbaren Explosion kommen. Seine Genossen und die nahegelegenen Anlagen sind bedroht. Kurz entschlossen springt Manfred Schimke ins brennende Fahrerhaus. Ein Druck auf den Starterknopf, der Motor springt nicht an. Noch einmal. Jetzt kommt er. Manfred fährt gleich mit dem zweiten Gang an. Fest umspannen seine Hände das Lenkrad. Vor ihm schlagen die Flammen hoch, hinter seinem Rücken wird es heiß. Ein unheimliches Gefühl. Nur keine Panik! Hinter der Kurve schaltet Manfred auf den dritten Gang. „Verfluchter Qualm!" Er raubt ihm fast die Sicht. Manfred fährt scharf rechts ran und stoppt. Der brennende Tankwagen ist aus der Gefahrenzone heraus. Andere Genossen eilen herbei und löschen das Feuer.

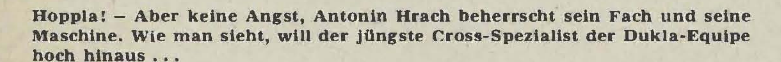
Alle atmen erleichtert auf. Jeder sagt: „Der Schimke ist ein toller Kerl!" Der aber winkt ab: „Ich tat nur, was notwendig war."

Er hatte sein Leben gewagt, um die Gefahr von seinen Genossen abzuwenden und wertvolle Technik vor der Zerstörung zu bewahren. Er ist ein Soldat, der in keiner Stunde vergißt, was er der Arbeiter-und-Bauern-Macht geschworen hat.

Hauptmann Rosenberger



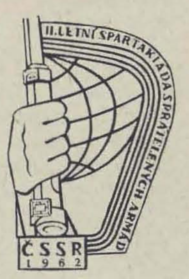
Über Stock und Stein, durch schweres und schwerstes Gelände geht es im Training. Hier ist es der Meister des Sports Sasa Klimt (Nr. 24), der die Dukla-Kavalkade auf der Übungsstrecke anführt.



Hoppla! – Aber keine Angst, Antonin Hrach beherrscht sein Fach und seine Maschine. Wie man sieht, will der jüngste Cross-Spezialist der Dukla-Equipe hoch hinaus ...



Wenn am Strahov die Motoren dröhnen ...



... nimmt die II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen ihren Anfang. Im Stadion der Zweihunderttausend am Strahov-Berg rollt am 1. September 1962 um 16 Uhr das traditionelle tschechoslowakische Motocrossrennen „Wettkampf des Sieges". Major Frantisek Mosna, Leiter der Motorsportabteilung von Dukla Prag, erklärte einem Mitarbeiter der „Armee-Rundschau": „Das Rennen wird im Strahov-Stadion auf einer künstlichen Bahn gefahren. Zugelassen sind Motorräder in den Klassen bis 350 ccm. Die Bahnlänge beträgt 1100 m. In zwei Läufen werden jeweils zehn Runden gefahren. Jede Nation ist durch vier Sportler vertreten, wo-



von drei für das Mannschaftsklassement gewertet werden. Die Strecke ist an allen Stellen mindestens vier Meter breit, so daß in jedem Streckenabschnitt genügend Platz zum Überholen besteht. Der Start erfolgt mit laufenden Motoren in der Reihenfolge der beim Training erreichten Zeiten und durch eine mechanische Startvorrichtung. Hat der erste Fahrer das Ziel erreicht, so ist der Wettkampf zu Ende. Für den ersten Platz wird ein Punkt, für den zweiten zwei Punkte usw. vergeben. Sieger ist demnach, wer in beiden Läufen die geringste Punktzahl erreicht hat. Am Start erwarten wir von unseren ausländischen Gästen Rennfahrer der UdSSR, Ungarns, der DDR, Vietnams und Bulgariens. Ganz besonders freuen wir uns über das Interesse, das die Genossen der Nationalen Volks-

armee der DDR diesem Rennen entgegenbringen. Uns ist ihr Start beim vorjährigen ‚Wettkampf des Sieges' noch gut in Erinnerung, wo Fred Willamowski vom ASK Vorwärts Berlin ganz hervorragend gefahren ist. Die Motorsportler von Dukla Prag grüßen ihre deutschen Freunde schon jetzt und wünschen ihnen bei der II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen recht viel Erfolg." – Bleibt nur noch hinzuzufügen, daß sich natürlich die tschechoslowakischen Genossen besonders intensiv auf den „Wettkampf des Sieges" vorbereiten. Bildreporter Rudolf Ungr von unserem Bruderorgan „Ceskoslovensky Vojak" hielt einiges davon mit seiner Kamera fest und gibt somit unseren Motocross-Spezialisten einen Ansporn, es ihren Genossen aus der CSSR gleichzutun.



Gut gerüstet gehen die Dukla-Spezialisten ins harte Training – und in den „Wettkampf des Sieges" zur II. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen.

In einer Reihe präsentiert sich hier die absolute Spitzenklasse von Dukla Prag – Sasa Klimt, Otakar Chasak, Vaclav Vorlicek, Jan Brabec, Antonin Hrach, Oldrich Klaudinger und Karel Pecha (von links nach rechts). Wird es den Fahrern eines anderen Landes gelingen, ihnen am 1. September Paroli zu bieten?





HEFT 5
MAI 1962
PREIS DM 1,-

Das Redaktionskollegium. Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18. „Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten. Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943. Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik. Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM. Bestellungen bei der Deutschen Post. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion. Für nichtangeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2. Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211. Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. April 1962

Fotos: Archiv (18) S. 1, 3, 14, 25, 45, 46, 47, 49, 50, 63, 76; MBD (14) S. 6, 7, 8, 43, 51, 54, 56; Schirmer (1) S. 11; Rabe (2) S. 15, 16; Gebauer (32) S. 19, 20, 21, 27, 39, 40, 41, 55, 73, 74, 75, Titel, Rücktitel; Krüger (1) S. 32; Progreß (1) S. 61; ZB (1) S. 63; Gröllmann (1) S. 64; Ungr (5) S. 77, 78, 79.

TITELBILD: Früher war die Genossin Funker Leichsenring Pionierleiterin in Karl-Marx-Stadt. Jetzt ist es ihr Ziel, Unteroffizier der Nationalen Volksarmee zu werden.

„ICH HAB' MUSIK IM BLUT!" sagte sich der Fotografenlehrling Bärbel und ging nach Feierabend zum Gesangsunterricht in die Volksmusikschule. Bald sang sie in Konzerten der Schule Schumann- und Schubertlieder.

„DAS IST DER MANN, DEM MAN VERTRAUEN KANN!" meinten die Eltern, als sie dem Orchesterleiter Max Reichelt gestatteten, ihre Tochter als Refrainsängerin mit auf Tournee zu nehmen.

„DAMALS!" begann Bärbels Weg als Schlagersängerin, aber nach abgeschlossener Ausbildung wollte sie immer noch Opernsängerin werden.

„WANN KOMMST DU ZU MIR?" wandelten Rolf Krikow und Horst Lehn 1956 in ihrer „Kleinen Premiere" in „Wann kommst du zum Rundfunk?" ab. Und sie kam ins Funkhaus als 2. Sieger des Gesamtausscheides dieser Talentsuche.

„LEBE WOHL, AUF WIEDERSEHEN!" sang Bärbel und ging mit dem Orchester Günter Gollasch und dem Rundfunktanzorchester Leipzig auf Tournee.

STAR-Palette



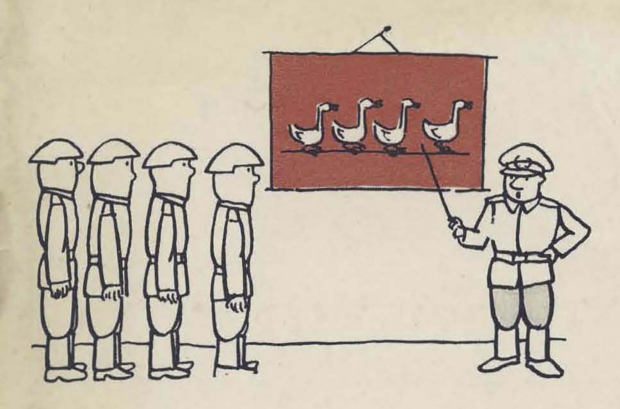
„DER KALENDER ZÄHLT DIE TAGE!", die nun Bärbel von Veranstaltung zu Veranstaltung eilt. Er nur zählt die Tage, an denen hart in den Proben gearbeitet wird, um oft nur für Minuten dem Hörer eine Freude zu bereiten.

„WEIL ICH JUNG BIN!" muß ich noch viel lernen, sagt sich Bärbel. Neben ihrer Arbeit nimmt sie Tanzunterricht.

„DAS WÜNSCH' ICH MIR!" antwortet Bärbel auf die Frage, ob sie in einem Musikfilm der DEFA mitarbeiten würde.

„DAS KANN ICH NIEMALS VERGESSEN!" Gastspiele in Holland, Polen, Ungarn, der Schweiz, Syrien, der CSSR und Frankreich waren für Bärbel unvergängliche Erlebnisse. Mehr noch, mit ihrer Kunst stärkte sie auch das Ansehen der DDR.

„STRAHLENDE AUGEN" hatte Bärbel, als unser Staat ihr, einer Schlagersängerin, den Kunstpreis verlieh, als sie neben den Vertretern der ernsten Künste diese Ehrung entgegennahm. Dazu gratulieren auch wir und wünschen der Künstlerin Bärbel Wachholz weiterhin viel Erfolg.

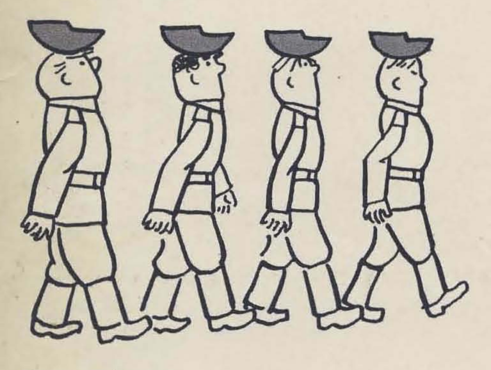


Theorie des Marschierens



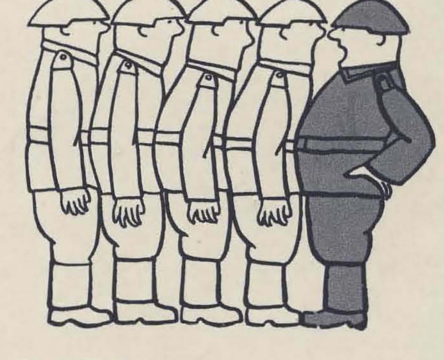
Praxis des Marschierens: Links! Rechts! Links!

Schützen-



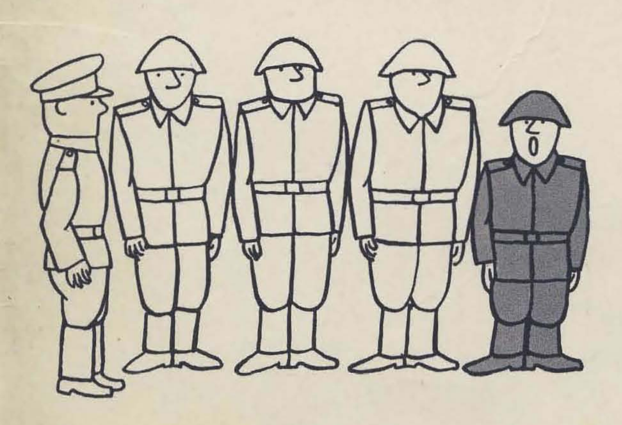
Haltungsübung





Bauch rein!

ZEICHNUNGEN: PAUL KLIMPKE



Durchzählen! Eins! Zwei! Drei! Halbvier!



Achtung!

